

Münchner Feuilleton

■ KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE ■

APRIL · NR. 95 · 4. 4. 2020 – 1. 5. 2020 · Schutzgebühr: 3,50 Euro · www.muenchner-feuilleton.de

SYSTEM- RELEVANT AUF DER Couch

Das Corona-Virus legt den Kulturbetrieb lahm.
Wie gehen Kulturschaffende mit der Krise um?
Und gehört digitalen Kunst-Räumen die Zukunft?

Grafik: Uta Pihan

Kultur aus der Sofa-Perspektive, DOKfest digital: Sofia Glasl betrachtet Streaming-Experimente und Arbeitsbedingungen (S. 2–3) und hört **Kopfkino auf Knopfdruck:** Podcasts sind längst eine anerkannte Medienform (S. 7) || **Im ganz normalen Wahnsinn:** Heimkino-Tipps für Quarantäne-Tage (S. 5–6) || **Auf die Zukunft wetten:** Petra Hallmayer beschreibt, wie die Münchner Theaterakademie den Weg zum Traumberuf bahnt (S. 9) || **Blaues Gold:** Christiane Pfau hat die Münchner WasserStiftung nach Äthiopien begleitet, wo der Ingenieur Fekadu Aleka mit dem Hundertwasser-Preis ausgezeichnet wurde (S. 14–15) || **Blick nach vorn:** Anna Schürmer fragte bei Daniel Ott und Manos Tsangaris nach, wie die Münchener Biennale der Krise die Stirn bietet (S. 17) || **Glaube, Liebe, Ruhm:** Julie Metzdorf empfiehlt in Zeiten geschlossener Museen ein fulminantes Kunstbuch über das vielseitige Genie Raffael (S. 21) || **Satirisch, feministisch, antirassistisch:** Gabriella Lorenz sprach mit Pieke Biermann über Übersetzungen allgemein und die von Fran Ross' »Oreo« im Besonderen (S. 25) || **Impressum** (S. 19)



Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de

SOFIA GLASL

Drei Häftlinge, Zack, Jack und Roberto, sitzen gelangweilt in der gemeinsamen Zelle. Zack und Jack prügeln sich. Der Italiener »Bob« jedoch malt ein Fenster an die triste Wand und stellt eine Frage, die eigentlich auf die Sprachgenauigkeit abzielt: »Schaut man aus dem Fenster oder auf das Fenster?« Hier im Gefängnis ist tatsächlich beides der Fall. Die Insassen können die Zeichnung eines Fensters ja eigentlich nur anschauen, doch Bobs Fantasie und Vorstellungskraft eröffnen den dreien ein virtuelles Fenster, aus dem sie auch hinausschauen können – in die Welt und in ihre Zukunft. Bob hat dann auch einen Einfall, der den Männern die Flucht ermöglicht.

Not macht erfinderisch. Das ist die eine Einsicht der drei Sträflinge in Jim Jarmuschs Film »Down by Law« (1986). Doch die viel wichtigere Erkenntnis ist, dass Kreativität und Kunst genau diese Möglichkeit des Perspektivwechsels erzeugen können. Die Neukalibrierung des eigenen Fokus bringt eben auch Tiefenschärfe in vorher ausgeblendete Bereiche. Genau eine solche Scharfstellung passiert momentan: Die Gesundheitskrise, ausgelöst durch die weltweite Covid-19-Pandemie,

verströmen nun heimeligen Lagerfeuercharakter. In Zeiten der für viele Menschen gefühlten heimischen Haftstrafe ist die Verlagerung des kulturellen Lebens in den digitalen Raum plötzlich eine Erweiterung des Blickfeldes statt eine Einengung. Die Totalität der aktuellen Situation sortiert die Vorzeichen neu, und das spiegelt sich auch in den Streams wider. Alle sind von den Einschränkungen der Pandemie betroffen, ausnahmslos. Das bewirkt eine zumindest subjektive Demokratisierung: Die Streams finden quasi auf Augenhöhe statt – von Zelle zu Zelle, wenn man so will, von Couch zu Couch. Nähe entsteht nicht mehr durch die Kommunikation im unmittelbar interaktiven Livemoment, sondern durch die Solidarisierung in einer Ausnahmesituation.

Social Media macht solche Projekte schnell und unkompliziert möglich – der Do-it-yourself-Gedanke des Punk wird hier zum Prinzip. Streamingfestivals mit ironischen Titeln wie »Quarantunes« sind da innerhalb eines Tages organisiert, Autoren wie Hasnain Kazim oder Saša Stanišić lesen aus ihren aktuellen Büchern. Das Ensemble der Münchner Kammer-

sagt der Münchner Konzertveranstalter Stefan Schröder von der Agentur Unterhaltungsreederei. Mit Wegfall aller Veranstaltungen ist eine ganze Branche bedroht. Mit zwei Kollegen hat er sich kurzerhand zu der Aktion »Kulturretter« entschlossen: Auf der gleichnamigen Homepage werden seit dem 26. März täglich Hauskonzerte live gestreamt – kostenlos, das ist ihm wichtig, weil auch der nun arbeitslose Barkeeper Zugriff haben soll. Das Publikum kann freiwillig fürs Zuschauen bezahlen. Die Einnahmen werden zwischen den teilnehmenden Bands aufgeteilt.

Spendenaufrufe gibt es aktuell zuhauf, teils unkoordiniert, was von offiziellen Stellen sicher zu Recht kritisiert wird. Doch informieren die Kulturretter darüber, wer hinter den Künstlern für das Publikum unsichtbar agiert, aber aktuell genauso ohne Einkommen dasteht: vom leeren Club über die Techniker, den Tourmanager und den Merch-Verkäufer. Die Bands bestimmen, mit wem sie ihren Spendenanteil teilen. Dieses Aufmerksammachen ist wichtig, um das Publikum über die Verwertungsketten hinter Kulturveranstaltungen aufzuklären.

SYSTEM-RELEVANZ

Die Gesundheitskrise verlagert das Kulturleben in den digitalen Raum. Das regt Experimente mit Streamingformaten an, macht aber auch direkt auf die existenzbedrohenden Arbeitsbedingungen vieler Kulturschaffender aufmerksam.

VON DER Couch

hat das gesamte öffentliche Leben auf ein Minimum heruntergefahren, inklusive der Kulturveranstaltungen. Theater, Kinos und Museen sind geschlossen, Messen und Lesungen abgesagt, Konzerte und Tourneen storniert. Quarantäne und Selbstisolation verbannen einen Großteil der Gesellschaft in die eigenen vier Wände. Auf sich selbst zurückgeworfen suchen die Menschen Fenster in die Welt, sie öffnen Bücher – und Bildschirme.

Am anderen Ende sitzen die ähnlich gestrandeten Künstler und Künstlerinnen und nutzen Streams, um verpasste Veranstaltungen im digitalen Raum zu präsentieren, neue Formate zu entwickeln und der Langeweile vorzubeugen. Sportevents finden in leeren Stadien statt, Bands spielen Geisterkonzerte vor leeren Hallen und in ihren Wohnzimmern, Messen und Festivals verlagern Veranstaltungen ins Netz, Filme werden ja eh schon standardmäßig auf Streamingplattformen konsumiert. Die Kulturschaffenden füllen sozusagen die geöffneten Fenster mit Inhalten.

»Social Distancing« ist das Zauberwort im Versuch, das Virus einzudämmen. Das ist erst mal ein Widerspruch zum interaktiven Moment, den Kulturveranstaltungen mit sich bringen: Sie leben von der physischen Präsenz nicht nur der Künstler, sondern eben auch des dicht gedrängten Publikums, von der Kommunikation und Dynamik, die ein Live-Event zwischen beiden entfacht. Der britische Musiker James Blunt spielte zu Beginn der Krise noch ein Konzert in der gespenstisch leeren Elbphilharmonie, eine unwirklich-museale Veranstaltung, die zwar der künstlerischen Qualität nichts nahm, jedoch eine Leerstelle offenbarte. Auch Theater- und Operninszenierungen wirken anders, wenn sie als Aufzeichnung oder Livestream ohne Publikum gezeigt werden. Wrestlingwettkämpfe muten vor leeren Rängen wie entrückte Tanzchoreografien an. Und doch ist es wichtig, dass es sie gibt.

In den letzten Tagen und Wochen wird nämlich deutlich: Kultur ist systemrelevant. Sie ist die Selbstversicherung für uns als Gesellschaft, wer wir sind, und sie sichert im Ausnahmezustand unsere Zurechnungsfähigkeit. Virtuelle Geselligkeit ist immer noch besser als gar keine, und das Netz gewinnt gerade zu Recht Prestige zurück. Das sonst oft als Verdummungsmedium verteilte Internet und die sozialen Medien

sowie etwa erarbeitete gerade eine Online-Livecam-Performance von Leonie Böhm »Yung Faust«, in der die vier Darsteller per Videochat miteinander agieren. Selbst amerikanische Late-Night-Moderatoren wie Stephen Colbert, Jimmy Fallon und Trevor Noah senden ganze Sendungen von ihrer Couch aus. Die sonst so durchchoreografierten Shows werden von Familienmitgliedern gekapert und funktionieren auch, wenn kein Studiopublikum bei jedem Witz applaudiert. Diese Spontaneität und Unmittelbarkeit machen die Low-Key-Produktionsbedingungen wett und generieren eine Seltenheit in der amerikanisch-cleanen Präsentationsform: Charme. Diese Formate in Videokonferenz-Optik werden sich sicherlich in den kommenden Wochen rasant weiterentwickeln.

Doch muss man hier unterscheiden: zwischen den großen Stars, die sich auf der Couch zurücklehnen und in finanzieller Sicherheit streamen können – für sie sind die meist kostenlosen Streams im besten Falle Werbung. Doch die Vielzahl der Independentkünstler ist auf reguläre Veranstaltungen als Einnahmequelle angewiesen, und für sie kann die aktuelle Situation sehr schnell zum Problem werden.

Klar, die Liebe zur Kunst treibt sie alle an, ob groß oder klein. Die Münchner Indieband Kytes etwa streamte am ersten Tag ihrer ausgefallenen Tour Mitte März ein Wohnzimmerkonzert auf Facebook und Instagram. Die vier Musiker empfanden die Interaktion der Livesituation mit einem Wunschkonzert nach – das Publikum konnte sich live in den Feed einklinken und Songs wünschen. Zudem nahm sich die Band Zeit, mit den Zuschauern zu chatten und auf deren Input zu reagieren. »Wir haben eine neue Platte gemacht und jetzt drei Monate geprobt – natürlich wollen wir spielen und mit dem Publikum kommunizieren. Wenn das halt gerade nur so geht, dann muss es so sein«, so der Gitarrist Kerim Öke und der Schlagzeuger Timothy Lush. Die Kehrseite der aktuellen Situation sei natürlich, dass sie die Tour auch gebraucht hätten, um die Kosten für die Platte und das schon produzierte Merchandise wieder reinzubekommen. Eine abgesagte Tour kostet ordentlich Geld.

»So geht es ja momentan allen in der Kulturbranche, die nicht an einem der städtischen Theaterhäuser angestellt sind,«

Ähnliche Aktionen gibt es auch im Bereich Film. Wie viele privat geführte Kinos die Krise überstehen werden, steht in den Sternen. Dass viele große Verleiher ihre Filme nun frühzeitig digital herausbringen, schließt die Kinos aus der Verwertungskette aus, auch nachträglich. Doch gibt es Streamingangebote, die die Einnahmen mit Kinos teilen, und gerade diese sind in der aktuellen Situation Gold wert: Der Münchner Independentverleih Eksystem etwa nutzt die Plattform »Kino on Demand« – hier zahlt jeder Zuschauer pro Film und kann jeweils bestimmen, mit welchem Kino der Ticketpreis geteilt werden soll. Um den momentan leer stehenden Kinos nicht nur mit Repertoirefilmen zu helfen, entschloss sich Jakob Kijas von Eksystem dazu, den Kinostart des Locarno-Gewinners »Isadoras Kinder« von Damien Manivel ins Netz zu verlegen – ein Wagnis für einen kleinen Verleih. Es stellt sich die Frage, wie es sein kann, dass in Zeiten der Krise Solidarität hauptsächlich aus den eigenen Reihen kommt.

Denn bei aller Solidarität und virtueller Geselligkeit kehrt die Corona-Krise fehlerhafte Strukturen der deutschen Kulturindustrie hervor. Was für das Publikum und die Konsumenten Unterhaltung, Berieselung oder geistige Nahrung ist, ist für diejenigen, die sie ermöglichen, der Broterwerb in meist prekären Arbeitsverhältnissen ohne Festanstellung. Einer Masse aus Freiberuflern fallen nun die Einnahmen schlagartig weg. Der Bund hat Soforthilfen zugesagt, doch sollte es nach der Krise damit nicht getan sein: Denn gerade jetzt wird deutlich, dass Freiberufler besonders im Kulturbereich ein Systemfehler im deutschen Sozialstaat sind. Kulturarbeit ist, man muss es sagen, ein Niedriglohnsektor, trotz der oft exzellent ausgebildeten und hochspezialisierten Arbeitskräfte. Natürlich ist es noch mal günstiger, all die Kulturarbeiter nicht anzustellen, sondern mit Werkverträgen zu binden. Denn der Mindestlohn greift nur bei Anstellungsverhältnissen. Tagessätze in der Kultur sind schlichtweg nicht zu vergleichen mit anderen freiberuflichen Tätigkeiten. Die Schere zwischen ideellem und ökonomischem Wert von Kultur wird in der Covid-19-Krise besonders deutlich. Natürlich wollen wir alle aus dem Fenster hinausschauen und nicht einfach nur einen schwarzen Bildschirm anblicken, doch müssen wir uns fragen, zu welchem Preis. ||



@home

DAHEIM IM KINO

Das DOK.fest München findet als Digitalfestival statt – @home 2020.

Auch das DOK.fest München ist von der Gesundheitskrise betroffen. Das Festival ist eine der wichtigsten Plattformen für Dokumentarfilm in Deutschland und verzeichnete im letzten Jahr mit 52 000 Zuschauern einen Besucherrekord. Die Kinos sind aktuell geschlossen, und es ist nicht sicher, ob sie zur geplanten Festivalwoche vom 6. bis 17. Mai wieder bespielt werden dürfen. Daher haben sich Festivalleiter Daniel Sponsel und sein Team dazu entschlossen, die 35. Ausgabe in den digitalen Raum zu verlegen. Unter dem Titel DOK.fest München@home soll es als reines Digitalfestival stattfinden.

Dieser Schritt war eine schmerzhaft Entscheidung, wie Sponsel betont: »Das Festival war ja schon fertig geplant – das Programm stand, das Budget war sicher.« Verschieben ging jedoch angesichts des Münchner Veranstaltungskalenders nicht, und Absagen war für das Team keine Option: »Das wäre das falsche Signal gewesen.« Sicherlich richtig, denn gerade der Dokumentarfilm lebt ja vom Bezug zum aktuellen Geschehen, kommentiert und reflektiert dieses. Dass genau diese Filme nun online gezeigt werden, kann als Verschränkung von lebensweltlicher Entwicklung und dokumentarischem Anspruch gelesen werden. Gemeinsam arbeitet das Team nun entschlossen daran, das Festival in möglichst vielen Facetten in den digitalen Raum zu transferieren. Die beiden Hauptförderer, das bayerische Digitalministerium und das Kulturreferat der Landeshauptstadt München, unterstützen die Entscheidung.

Auf einer Partnerplattform soll ein Teil der Filmauswahl deutschlandweit abrufbar sein. Sponsel rechnet damit, dass mindestens 60 Prozent der ursprünglich 159 Filme auch eine Freigabe für das Digitalfestival geben werden. Ob und wie die Kinos, in denen die Screenings hätten stattfinden können, an den Ticketverkäufen beteiligt werden können, wird gerade noch geprüft. Um sich von einem Streamingportal abzuheben, will Sponsel das Festivalflair mit in den digitalen Raum nehmen. »Streaming ist ja ein geübtes Modell. Das macht uns Hoffnung. Aber wir müssen uns damit auseinandersetzen, was ein Festival online darüber hinaus ausmachen kann und soll. Ein kuratiertes Programm ist der Grundstock, aber eben nicht alles.« Er will Reihen und Wettbewerb weitestgehend erhalten, und die Eröffnung soll aus dem leeren Deutschen Theater

gestreamt werden. Auch das DOK.forum, der Branchenmarkt des Festivals, wird es auf alle Fälle wieder geben – diesmal mit Videokonferenzen. Sponsel ist hier optimistisch, denn am virtuellen Markt können natürlich viel mehr Gäste teilnehmen. »Nicht alle konnten oder wollten reisen. Das ist angesichts der Klimakrise sowieso ein Thema, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. In diesem Bereich ist das sogar ein dankbarer Test!«

Natürlich ist die zwangsweise Dezimierung eines klug kuratierten Programms auf gut die Hälfte ein Schlag für jedes Festival. Doch lassen sich auch schon bei einigen höchstwahrscheinlich gezeigten Filmen für das DOK.fest München@home thematische Ansätze und Linien ausmachen, die ein weiterhin dichtes und aktuelles Programm versprechen. Ein übergreifender Fokus blickt auf die junge Generation, die immer selbstbewusster das Wort ergreift.

Jugendliche und Kinder fungieren hier als identitätsstiftende Mittler zwischen den Generationen und Kulturen: Die palästinensische Filmemacherin Lina Al Abed macht sich in »Ibrahim: A Fate to Define« auf Spurensuche nach ihrem Vater, der als Mitglied einer Terrororganisation in den Achtzigerjahren verschwand, während der Franzose Claude Demers in »A Woman, My Mother« die Geschichte seiner leiblichen Mutter neu erfindet, um eine lebenslange Leerstelle zu füllen. Die Kenianerin Maia Lekow wiederum begleitet in »The Letter« den Jungen Karisa auf einem Seiltanz zwischen Aufklärung und Aberglaube, als seine Großmutter in ihrer Dorfgemeinschaft als Hexe beschuldigt und bedroht wird.

Auch wenn die Entscheidung gezwungenermaßen erst spät fiel und vieles im Eilverfahren erledigt werden muss, klingt Daniel Sponsel zuversichtlich, aus der Notlösung ein Experimentierfeld für die nächsten Jahre zu machen. Formate, die sich dieses Jahr bewähren, will Sponsel weiterführen, wenn das Festival wieder in den Kinos der Stadt stattfindet. || **sg**

DOK.FEST MÜNCHEN @HOME
ab 6. Mai | Zugang: dokfest-muenchen.de



Daniel Sponsel | © DOK.fest München



Baby Yoda macht schon seit geraumer Zeit in den Sozialen Medien mit allerhand Niedlichkeiten auf sich aufmerksam. Ab sofort ist er auch in der Disney+ Serie »The Mandalorian« zu sehen | © Disney+

Neues von der Markenmelkmaschine

Im unübersichtlichen Markt der Streaming-Dienste mischt nun auch noch Disney mit. Doch auch alternative Anbieter verdienen Aufmerksamkeit.

ARNE KOLTERMANN

Welche sozialen Schäden die kürzlich verhängte Corona-Kasernierung anrichtet, lässt sich noch nicht abschätzen. Die materiellen Einbußen von Theatern, Kinos und sonstigen Schauplätzen menschlicher Begegnung sind jedenfalls absehbar verheerend. Doch natürlich gibt es auch Krisengewinner. Neben den Herstellern von Toilettenpapier und Teigwaren scheinen zu ihnen die Anbieter von Videostreaming zu gehören. Denn wem im Hausarrest die bildungsbürgerlichen Zeitvertreibe Lesen und Musizieren schon immer zu mühsam waren oder milieubedingt fernliegend erschienen, schaut sich daheim gern Filme und Serien an. Kein schlechter Zeitpunkt also für den Start des Dienstes Disney+, mit dem seit dem 24. März auch die kalifornische Markenmelkmaschine den weiter wachsenden Markt der Bewegtbildunterhaltung übers Internet bespielt. Das nicht zuletzt dank seiner Zukäufe von Marvel (2009) und Lucasfilm (2012) samt der damit verbundenen geschickten Ausschachtung von Franchises wie »Star Wars« oder »Avengers« zum mit Abstand erfolgreichsten Filmstudio avancierte Disney attackiert damit vor allem Netflix. Auch wenn der Konkurrent weiterhin Disney-Inhalte im Programm hat, werden die dortigen Marvel-Serien wie »Jessica Jones« oder »The Punisher« nicht weitergeführt. Nach dem Launch von Apple TV+ tritt also ein weiterer Service in die ohnehin schon unübersichtliche Streamingwelt. In den USA kommt im Mai (sofern aktuell noch zu halten) mit Time Warners HBO Max ein weiterer Dienst hinzu – er wird aber auf absehbare Zeit hierzulande nicht verfügbar sein.

Die Reaktionen nach der Ankündigung des Dienstes im Herbst waren daher verhalten. Die Seite Moviepilot rief »das Ende paradiesischer Verhältnisse« aus. Klingt erstmal einleuchtend, weil das Angebot nun noch weiter vereinzelt. Als Goldstandard gelten weiterhin Serien, da Filme nach andert-halb bis zwei, im drögesten Falle eines hochgetunten Blockbusters zweieinhalb Stunden auserzählt sind – Fortsetzung natürlich nicht ausgeschlossen. Für Freunde abseitiger Filme hat sich das verheißene Paradies aber eher als Wüstenei erwiesen. Daran wird sich auch erstmal nichts ändern.

Wie heute üblich, bewirbt Disney+ auch seine Flaggschiffserie »The Mandalorian« als erzählerische Zeitenwende. »Iron Man«-Regisseur Jon Favreau hat diese als Space Western

angepriesene Erweiterung des »Star Wars«-Universums entwickelt. Ebenjenes Mandalorian kann man sich als robocopartigen Kopfgeldjäger vorstellen. Mit der von Lichtschwerterjunkies geschätzten Liebe fürs optische Detail bekommt der Zuschauer wieder allerlei Echsen- und Rüsselwesen serviert – zahlreiche bekannte Motive der Science-Fiction-Reihe zitiert Favreau en passant, wenngleich die Atmosphäre düsterer, dystopischer wirkt. Mondlandschaften und Eiswüsten prägen das Bild, Werner Herzog spielt einen geheimnisvollen Auftraggeber. Wer's mag! Weitere Eigenproduktionen: »The World According to Jeff Goldblum«, in dem der Schauspieler und Jazzpianist reichlich selbstgefällig über Turnschuhe oder Eiskrem palavert. Gewohnt grelle, ethnisch streng diverse Teeniebespaßung bietet das »High School Musical« nun als Serie. Auch für Fans von Klassikern wie dem ersten abendfüllenden Disney-Film »Schneewittchen und die sieben Zwerge« von 1937 oder »Pinocchio« von 1940 wird freilich einiges geboten.

Disney hat 2019 mit dem von Rupert Murdoch kontrollierten 21st Century Fox neben zahlreichen Fernsehsendern für ca. 71 Milliarden Dollar – gegen die sich die einstigen 4 Milliarden für Lucasfilm schnäppchenhaft ausnehmen – auch das Filmstudio 20th Century Fox gekauft (wegen der klanglichen Nähe zum in den Neunzigern von Murdoch gegründeten rechten Krawallsender Fox News heißt es aber fortan 20th Century Studios). Dadurch hat es sich nicht nur einige von Marvel in den Neunzigern an Fox verkaufte Filmrechte wiedergeholt, sondern theoretisch eine umfangreiche Bibliothek eines der großen Studios aus der Ära des klassischen Hollywood. Beim Blick auf Disney+ wird aber rasch klar, dass Fox-Filme dort keine große Rolle spielen. Es finden sich ältere Kassenschlager wie »Avatar«, »Kevin – allein zu Haus« oder »Mrs. Doubtfire« – für Filmfreunde, die mit Superhelden und Laserschwertern wenig anfangen können, etwas mau.

Auch kann Disney nicht alle Eigeninhalte im Programm zeigen, da es die Rechte an »Iron-Man« oder »Spiderman« an Dritte lizenziert hat. Bei den beiden »Deadpool«-Filmen sowie bei »X-Men Origins: Wolverine« sowie »Logan – The Wolverine« scheidet die Verwertung an einem anderen Grund: Wegen der freizügigen Gewaltdarstellungen widersprechen die Filme den

selbst gesetzten familienfreundlichen Maßstäben. Imagefragen gehören bei der Firma, die einst mit Micky Maus auf Kinderfang ging, schließlich zum Markenkern. Die Animationsfilme von Pixar wie »Oben« und »Alles steht Kopf« eignen sich dafür umso besser, ebenso die 30 Staffeln »Simpsons«, auf die Disney durch den Fox-Deal zugreifen kann. Ob sich das alles nun lohnt, um den Dienst für 6,99 Euro im Monat zu abonnieren? An Vielfalt kann es das Angebot mit (dem etwas teureren) Netflix nicht aufnehmen.

Es steht zu vermuten, dass die Corona-Krise auch Disney+ beeinträchtigt. Schließlich lebt auch die digitale Unterhaltung noch von ganz analogen Zusammenkünften an Drehorten. Für die Zuschauer könnte zudem die mögliche Überlastung des Internets zum Problem werden. Im Jahr 2018 machte das Videostreaming 58 Prozent des weltweiten Internet-Traffics aus, allein Netflix 15 Prozent. Wenn nun alle zu Hause bleiben wird sich das womöglich stark erhöhen. Netflix hat aber schon angekündigt, seine Übertragungsqualität zu drosseln, damit würden weniger Daten benötigt. Nach Angaben des weltweit größten Internetknotens DE-CIX in Frankfurt ist die Netz-Infrastruktur auf den Datensturm vorbereitet.

Bleibt noch zu hoffen, dass in dieser häuslichen Zeit auch die weniger bekannten Angebote Beachtung finden. Sie bieten ihre Inhalte entweder als Einzelabruf oder auf Abobasis. Schon länger am Start ist dort Mubi, wo man jeweils jeweils 30 ausgesuchte Arthouse-Filme für inzwischen 9,99 im Monat abrufen kann. Das Portfolio ist auch hier verzweigt, mit einer Vorliebe für französisches und experimentelles Kino. Etwas günstiger und einen Tick mainstreamiger ist Realeyez. Für abseitiges Weltkino steht das Schweizer Filmingo, dem deutschen Film widmet sich AllesKino (jeweils im Einzelabruf). Corona treibt nun auch die Filmtheater zum Streamen. Die darbenende Kinolandschaft kann man durch den Abruf von Filmen auf »kinon-demand.com« zum Preis einer regulären Karte unterstützen – mit Angabe, an welche Kinos der Erlös gehen soll. Der Verleih Grandfilm bietet Werke wie den polnischen »Die Maske« ebenfalls zum Stream an, verfügbar über Vimeo – die Einnahmen werden hälftig zwischen Grandfilm und einem auf deren Seite abrufbaren Pool an Kinos aufgeteilt. ||



Im Konflikt mit dem Recht: Vasilina Makovtseva in »Die Sanfte«
© Grandfilm

Sie wollte nur ein Paket an ihren inhaftierten Mann schicken. Als es jedoch ohne Gründe zurückgeschickt wird, sieht sich die namenlose Heldin (Vasilina Makovtseva) mit einem Machtapparat konfrontiert, der sie harsch abweist. Ihre Suche nach Antworten wird zu einem Abstieg in eine kaputte Gesellschaft, für deren Rechtssystem sie nur ein lästiger Klotz ist. Auch als sie sich Hilfe bei den Verlierern und Ausgestoßenen sucht, stößt sie nur auf Eigensinn und Rohheit.

»Die Sanfte« hinterlässt dabei einen höchst merkwürdigen Eindruck. Makovtseva spielt keine Person, sondern einen apathischen Schatten, der nur selten Anteilnahme am eigenen Schicksal nimmt. Von vornherein scheint hier alles aussichtslos zu sein. Zusammen mit seinen hypnotischen Bildern und seinem surrealen Finale entwickelt sich der Film zu einem grotesken Zerrbild unmenschlicher Zustände. Dadurch entfaltet sich allerdings eine Wirkung abseits des reinen Realismus, von der sich der Zuschauer so schnell nicht befreien kann. ||

MATTHIAS PFEIFFER

DIE SANFTE

Frankreich, Deutschland, Russland 2017 | Regie: Sergei Loznitsa
Mit: Vasilina Makovtseva | 143 Minuten | ab 3. April auf MUBI



Udo Kier mit Schurkenauftrag in »Bacurau«
© Victor Jucá / Cinemascope

Bacurau ist ein Dorf mitten im brasilianischen Nirgendwo, abgeschnitten von der Wasserversorgung, unter Druck gesetzt von einem korrupten Politiker. Die alte Heimat von Domingas (Sônia Braga), in die sie zurückkehrt, ist auf den ersten Blick nicht einladend. Dafür herrscht in der Dorfgemeinschaft ein fast schon utopischer Zusammenhalt. Doch langsam spitzt sich die Lage zu: Der Handy-Empfang versagt, das Dorf verschwindet von den digitalen Landkarten und bald lassen die Ersten ihr Leben. Bacurau rüstet sich also zum Kampf. Kleber Mendonça Filho und Juliano Dornelles erschufen mit diesem Film einen staubtrockenen und blutigen Neo-Western, der sich trotz seiner teils drastischen Gewalt nie in bloßem Schauwert oder Klischees verliert. »Bacurau« funktioniert als hochspannender Thriller und gleichzeitig als bitteres Zerrbild der politischen Zustände Brasiliens. In Cannes gab es dafür 2019 den Jury-Preis, in der deutschen Kino-Landschaft suchte man ihn trotzdem vergebens. Dabei lohnt er sich schon für den herrlichen Schurken-Auftritt von Udo Kier. || mp

BACURAU

Brasilien, Frankreich 2019 | Regie: Kleber Mendonça Filho, Juliano Dornelles | Mit: Sônia Braga, Udo Kier u. a. | 132 Minuten bis 17. April auf MUBI



Reporterin, Essayistin und Chronistin der USA: Joan Didion
© Netflix

Will man Zerbrechlichkeit an einem einzigen Menschen veranschaulichen, landet man bei Joan Didion. Und so passt ihre äußere Erscheinung, passt ihr ebenso luzider wie flüchtiger Stil ziemlich gut zum Titel des Filmporträts »The Center Will Not Hold«, das ihr Neffe Griffin Dunne bereits 2017 für Netflix gedreht hat. »Die Mitte wird nicht halten«, die Variation einer von Didion gern zitierten Yeats-Zeile aus dem Gedicht »The Second Coming« (»Things fall apart, The Center cannot hold«), klingt nach düsterer Prophezeiung und verweist auf Schläge des Schicksals. Sie trafen Didions Lieblingsmenschen, damit auch sie selbst. Die nunmehr 85-Jährige hat sie in den grandiosen Büchern »The Year of Magical Thinking« und »Blue Nights« in selbsttherapeutischer Absicht verarbeitet. Begonnen hat Joan Didion in den Fünfzigern als Reporterin für »Vogue«. Mit uneitlen, neugierig kreisenden Essays über die Hippiekultur, Exilkubaner in Miami oder die Präsidentschaft Reagans hat sie ihren literarischen Ruhm begründet. Auch einige Romane schrieb sie, mit Ehemann John Gregory Dunne zudem Drehbücher. Die Dokumentation lebt von Joan Didions purer Erscheinung, ihrem steten Tasten nach dem richtigen Ausdruck. Es zeugt von ihrem, immer noch, ungebrochenen Respekt vor der Sprache. ||

ARNE KOLTERMANN

DIE MITTE WIRD NICHT HALTEN

Dokumentarfilm | USA 2017 | Regie: Griffin Dunne | 94 Minuten auf Netflix

» Der ganz normale **Wahnsinn** « Heimkino-Tipps für Quarantäne-Tage daheim.



Welch unfassbare Häme hat Rainer Werner Fassbinder über sich ergehen lassen müssen nach der erstmaligen Ausstrahlung seines ausgewiesenen Herzensprojekts »Berlin Alexanderplatz«. Unzählige Zuschauer, die es Anfang der 1980er Jahre gewohnt waren, möglichst leichte, keimfreie und gesellschaftspolitisch irrelevante Kost im deutschen Fernsehen zu konsumieren,

empfangen seine aus 14 Teilen bestehende Serien-Adaption des 1929 erschienenen, gleichnamigen Roman-Meisterwerks von Alfred Döblin sowohl inhaltlich als auch formal als regelrechten Affront. So störte man sich zum einen an der moralisch bedenklichen, düster-brutalen Geschichte des Franz Biberkopf (kongenial verkörpert vom Günter Lamprecht), einem Ex-Sträfling, der nach seiner Entlassung im Millionen-Moloch Berlin ein neues, besseres Leben beginnen will und dabei in allen Belangen scheitert. Zum anderen warf man Fassbinder technische Mängel bei der Kameraarbeit vor, die nahezu nachtschwarze Bilder produziert hatte. Heute gilt die »verheerendste Pleite« des deutschen Fernsehens als Fassbinders Vermächtnis, als jenes Opus, in dem der wohl unkonventionellste Regisseur des Jungen Deutschen Films sämtliche Themen, die ihm jemals unter den Nägeln brannten, auf virtuose Weise ausbreiten konnte. ||

THOMAS LASSONCZYK

BERLIN ALEXANDERPLATZ

Deutschland, 1980 | Regie: Rainer Werner Fassbinder
Mit: Günter Lamprecht, Barbara Sukowa, Gottfried John
Länge: 898 Minuten | in Amazon Prime enthalten



Dominik Graf ist ein vom Film Besessener, ein Perfektionist, ein Visionär wie es ihn seit Rainer Werner Fassbinder nicht mehr gab. Sein Großstadtkrimi »Im Angesicht des Verbrechens« hat mit »Berlin Alexanderplatz« nicht nur den Schauplatz, den Millionenmetropolenmoloch Berlin gemein, sondern auch die kompromisslose, aufwendige und auch teure (zehn Millionen Budget sind für deutsche Verhältnisse enorm) Umsetzung. Mit seiner epischen Serie um ein Polizistenpaar (Max Riemelt & Ronald Zehrfeld), das in die finsternen Machenschaften der allmächtigen Russenmafia verstrickt wird, kreierte Graf nicht nur grandioses Erzählkino, gemeinsam mit seinem Drehbuchautor Rolf Basedow gelingt dem Regisseur eine bis ins kleinste Detail stimmige Milieuschilderung, die im deutschen Fernsehen auf diese Art und Weise noch nie zu sehen war. »Im Angesicht des Verbrechens« handelt von Prostitution und Korruption, von Zigarettenschmuggel und Mädchenhandel, begleitet vielschichtige wie glaubwürdige Charaktere in zahlreichen Nebenhandlungen und überrascht immer wieder mit inszenatorischen Feinheiten, wie etwa einer großartig choreografierten Geburtstagsfeier-Sequenz im »Odessa«, dem Lokal des Paten Mischa, von mehr als 20 (!) Minuten Länge. Mit seiner Version von Coppolas »Der Pate« konnte Graf vor zehn Jahren den Beweis antreten, dass auch in Deutschland Serien-Produktion auf höchstem Niveau und bester Qualität machbar ist. || tl

IM ANGESICHT DES VERBRECHENS

Deutschland, 2010 | Regie: Dominik Graf | Mit: Max Riemelt, Ronald Zehrfeld, Marie Bäumer | Länge: 10 Episoden à 50 Minuten | auf Netflix



Die schöne Olivia Rönning (Julia Ragnarsson), in Staffel 1 noch in der Ausbildung zur Polizistin, in Staffel 2 dann schon im Dienst, ermittelt empathisch, klug und sehr couragiert: In der ersten Staffel stürzt sie sich in einen Fall, der nicht mehr als eine Semester-Hausaufgabe sein sollte und über fünf 90-Minüter zu einem lebensverändernden Thema für sie wird. In der zweiten

Staffel stehen der Artist Abbas (Dar Salim) und seine ermordete Freundin im Mittelpunkt. Wenn man nicht aufpasst, schaut man versehentlich Staffel 2 vor der ersten an, was aber dramaturgisch überhaupt nicht stört. Rätsel lösen sich dann eben später. Wer oft schwedische oder dänische Serien sieht, wird unter den Darstellern gute Bekannte treffen. Die Geschichte ist spannend mehrgleisig (Cilla und Rolf Börjind haben sowohl die Romane als auch das Drehbuch geschrieben). Die Darsteller bleiben im Gedächtnis (tragisch souverän: Kjell Bergqvist als abgestürzter Anarcho-Cop Tom Stilton, tragisch komisch: Johan Widerberg als das verhinderte Genie Minken), und der Soundtrack (»Die Brücke«-Komponist Johan Söderqvist) wird zum Ohrwurm. ||

CHRISTIANE PFAU

SPRINGFLUT

Schweden, 2016 | Regie: Niklas Ohlson, Pontus Klänge
Mit: Julia Ragnarsson, Kjell Bergqvist, Tom Stilton u. a.
in der ZDF Mediathek unter »Thriller-Serien« verfügbar



Am ehrlichsten sind wir in der Pubertät. Wenn die hormonell bedingte Unsterblichkeitsarroganz uns von allem und jedem entfernt. Sich missverstanden fühlen als innere Quarantäne. Was der Comedian Bo Burnham in seinem Regiedebüt mit Hilfe seiner Hauptdarstellerin Elsie Fisher und einem Zaubertrank voll Empathie in Bilder bringt. »Eighth Grade« ist ein Horrorfilm, der sich als radikal kurzweilige Komödie verkleidet hat. Das Grauen lauert überall. In den Aggressionen der Mitschüler, in der fehlenden Coolness des Vaters, auf der Poolparty im Badeanzug. Hinter EDM-Bässen, Zahnschmerzen und Instagramfiltern. Dabei ist Burnhams Blick aber weder väterlich gesenkt, von oben herab, noch kommt er aus einer wohlwissenden Zukunft. Alles in »Eighth Grade« ist im Hier und Jetzt, auf Augenhöhe. Die Technologie, die Anspielungen, die Sorge nicht dazu zugehören – nichts kann vorgespielt werden. Wir müssen da jetzt gemeinsam durch. Niemand weiß, wann der ganze Scheiß zu Ende ist. Klingt vertraut. ||

weilige Komödie verkleidet hat. Das Grauen lauert überall. In den Aggressionen der Mitschüler, in der fehlenden Coolness des Vaters, auf der Poolparty im Badeanzug. Hinter EDM-Bässen, Zahnschmerzen und Instagramfiltern. Dabei ist Burnhams Blick aber weder väterlich gesenkt, von oben herab, noch kommt er aus einer wohlwissenden Zukunft. Alles in »Eighth Grade« ist im Hier und Jetzt, auf Augenhöhe. Die Technologie, die Anspielungen, die Sorge nicht dazu zugehören – nichts kann vorgespielt werden. Wir müssen da jetzt gemeinsam durch. Niemand weiß, wann der ganze Scheiß zu Ende ist. Klingt vertraut. ||

LUKAS WILHELM



Godard bezeichnete »Zum Beispiel Balthasar« als »die Welt in anderthalb Stunden«. Und ja, man hat wirklich das Gefühl, das Robert Bresson das Leiden der Menschheit auf die Essenz reduziert hat – gezeigt am Beispiel des Esels Balthasar. Man begleitet die Passionsgeschichten von ihm und seiner Herrin (Anne Wiazemsky), die seit ihrer Kindheit miteinander verbunden sind. Beide sind dem Egoismus und Sadismus ihrer Umwelt ausgesetzt, können nur

still ihr Los ertragen und hoffen, dass es in diesem Leben doch noch so etwas wie Erlösung gibt. Bresson erzählt das alles ohne große Gesten, dafür mit einem Auge fürs Detail, das unzählige Filmemacher nach ihm beeinflusst hat. Nicht umsonst zählt er noch heute zu den bedeutendsten Regisseuren Frankreichs. Dass allerdings nur wenige Filme von ihm im deutschen Handel erhältlich sind, muss man nicht verstehen. Da auch »Zum Beispiel Balthasar« nicht dazu gehört, sollte man dieses schmerzhaft Meisterwerk, das zwischen Glaube und Machtlosigkeit schwebt, jetzt nachholen. ||

MATTHIAS PFEIFFER



Zum 80. Geburtstag von Romy Schneider drehte Emily Atef das schwarz-weiße Reenactment ihrer dreitägigen Begegnung mit dem »Stern«-Reporter Michael Jürgs und dem Fotografen Robert Lebeck, genannt »Lebo«, in einer als Wellnesshotel getarnten Entzugsklinik in Quiberon. Schockierend, mit welcher Souveränität Marie Bäumer zu Schneiders Double wird, von der Mimik über die Körperhaltung bis zum Zug an der Zigarette. Man erlebt Romy Schneider als die Person,

die sie vielleicht tatsächlich gewesen sein könnte: eine ganz normal manisch-depressive Nervensäge, die sich in ihren vielen Rollen verirrt hatte. Die unglückliche Frau, die instrumentalisierte Tochter, die niederschwellig zugängliche Alkoholikerin in einer Dorfwirtschaft, die entschiedenen Wehrhafte: Nein, ich bin nicht Sissi, ich bin Romy Schneider. Lebendig war sie offensichtlich nur, wenn eine Kamera auf sie gerichtet war. Sie dient bis heute als Projektionsfläche. »Es hätte besser laufen können mit meinem Leben«, sagt sie irgendwann beiläufig. Damit ist sie nicht allein. ||

CHRISTIANE PFAU

EIGHTH GRADE

USA 2018 | Regie: Bo Burnham | Mit: Elsie Fisher, Josh Hamilton u.a. | 94 Minuten | Als DVD und Bluray sowie im Stream bei Amazon und im iTunes-Store erhältlich

ZUM BEISPIEL BALTHASAR

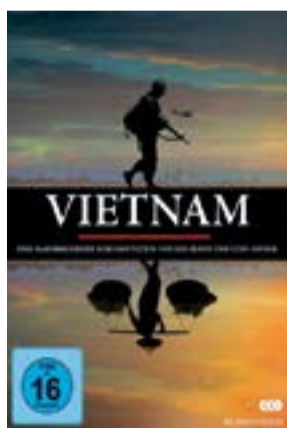
Schweden, Frankreich 1966 | Regie: Robert Bresson | Mit: Anne Wiazemsky | 95 Minuten | ab 8. April bei MUBI

3 TAGE IN QUIBERON

Deutschland, 2018 | Regie: Emily Atef | Mit: Marie Bäumer, Birgit Minichmayr, Robert Gwisdek, Charly Hübner | 115 Minuten ab 15. April in der Arte-Mediathek

» Der ganz normale Wahnsinn «

Heimkino-Tipps für Quarantäne-Tage daheim.



Nachdem die bayerischen Schulen und Universitäten coronabedingt geschlossen sind, erhalten klassische Formate wie das Telekolleg auf ARD Alpha ebenso Zulauf wie moderne Lehr-Tutorials auf YouTube. Wer sich in amerikanischer Geschichte fortbilden möchte, kann aber auch auf Netflix fündig werden: Dort sind einige der Langstreckendokumentationen von Ken Burns verfügbar. Ursprünglich für den öffentlichen US-Sender PBS produziert, beschäftigen sich die Serien mit der

Prohibition, dem Zweiten Weltkrieg und jüngst dem Vietnamkrieg. Nach dem Regisseur ist sogar eine filmische Technik benannt: Der Ken-Burns-Effekt, die stete Verbindung von Zooms und Standbildern, um den Eindruck eines bewegten Bildes zu vermitteln. Eine findige Methode, um Ereignisse vor der Entwicklung des Kinematographen zu präsentieren (Burns Darstellung des amerikanischen Bürgerkrieges gibt es leider nicht auf Netflix) oder Abschnitte mit wenig bewegten Bildern (Prohibition). Erzählt werden die Filme in der Originalfassung übrigens häufig von Tom Hanks. ||

ARNE KOLTERMANN



Mutter und Tochter beim Shoppen. »Was aber, wenn dies die beste Version von mir ist?« fragt Lady Bird (Saoirse Ronan), die sich selbst so nennt, ihre Mutter (Laurie Metcalf), die ihr den Namen Christine gegeben hat. Mamas Antwort ist ein Blick. Sie neigt den Kopf zur Seite und nimmt ihre Tochter zwischen Mitleid und Verwunderung ins Visier. Lady Bird geht zurück in die Umkleidekabine.

Ein Moment, ein Wunder, wie es das gute Kino transportieren kann, wenn es Glück hat. Greta Gerwig berichtet in ihrem Regiedebüt von der Zwischenmenschlichkeit und wie diese einen manchmal verfolgt und manchmal ignoriert. Lady Bird ringt mit ihrer Autonomie, springt sogar aus dem Auto, um diese zu beweisen. Nur um zu bemerken, dass jene, die für sie Heimat bedeuten, sie gar nicht zurückhalten. Auf Lady Bird wird gewartet. Wissend, dass ihre beste Version noch vor ihr liegt. Eine Erfahrung, die der Film uns genauso ermöglicht wie in Aussicht stellt. Wenn wir mit jenen, die wir Heimat nennen, das nächste Mal shoppen gehen. Wir werden sie nicht mehr als Anker begreifen, sondern als Heimathafen, der uns losgeschickt hat. || lw

LADY BIRD

USA 2017 | Regie: Greta Gerwig | Mit: Saoirse Ronan, Laurie Metcalf u.a. | 95 Minuten | in Amazon Prime enthalten



Es muss nicht immer Skandinavien sein, auch an der bayerisch-österreichischen Grenze laufen Serienmörder herum. Auf die Jagd nach einem solchen gehen von deutscher Seite die mädchenhaft-nassforschende Ellie Stocker (Julia Jentsch), und für Österreich schleppt sich Gedeon Winter wie ein angeschossener Hirsch (Nicholas Ofczarek) widerwillig ins Berchtesgadener Land. Acht Folgen braucht das schräge Duo,

bis es den kreativen, sehr wahnsinnigen Übeltäter schnappt. Gregor Ansbach (Franz Hartwig) ist ein pedantischer Kontrollfreak, der den Ermittlern gefährlich nahe kommt. Natürlich denkt man an »Die Brücke«, natürlich auch ab und zu an den legendären Kommissar Kottan, aber das schmälert das schaurige Vergnügen nicht: Man sieht viel Schnee und man erinnert sich, wie man genau in dieser Region, wo das Dämmerlicht so seltsam leuchtet, schon gefroren hat. Sofa, Woldecke, Rotwein und Ofczarek satt: Das reicht sehr gut für ein paar Abende. || cp

DER PASS

Deutschland, Österreich, 2018 | EA: 2019 | Regie: Cyrill Boss, Philipp Stennert | Mit: Julia Jentsch, Nicholas Ofczarek u.a. in der ZDF-Mediathek verfügbar



»Münchener Geschichten«, »Kir Royal«, »Monaco Franze« – das sind die Serien, die Helmut Dietl zur Legende machten. Dabei geht etwas unter, dass er 1979 auch für den zwölf Episoden umfassenden »Der ganz normale Wahnsinn« als Autor und Regisseur verantwortlich zeichnete. Zentrale Figur ist der, ganz unverblümt von Woody Allens »Stadtneurotiker« inspirierte, liebenswerte Loser Maximilian Glanz. Der völlig unstrukturiert arbeitende Journalist hält sich mit der Beantwortung

von Leserbriefen über Wasser, während er davon träumt, ein Buch mit dem sperrigen Titel »Woran es liegt, dass der Einzelne sich nicht wohl fühlt, obwohl es uns allen doch so gut geht« zu schreiben. Privat läuft es auch nicht rund, doch der Zufall will es, dass er ausgerechnet am Tag seiner Scheidung mit der feschen Gloria im wahrsten Wortsinne »zusammenrumpelt«. Towje Kleiner spielt diesen notorischen Pechvogel und sympathischen Chaoten mit bravouröser Schnoddrigkeit – dessen bester Freund ist im Übrigen der Weiberheld Lino, gespielt von Helmut Fischer, der diese Rolle nur ein paar Jahre später in und als »Monaco Franze« serienfüllend ausleben durfte. ||

THOMAS LASSONCZYK

DER GANZ NORMALE WAHNSINN

Deutschland, 1979 | Regie: Helmut Dietl u.a. | Mit: Towje Kleiner, Monika »Mo« Schwarz, Ilse Neubauer | Länge: 12 Episoden je 45 Minuten | erhältlich auf DVD

GESCHICHTS-DOKUS VON KEN BURNS

Die Dokumentarfilme »The Vietnam War«, »Prohibition«, »Defying the Nazis« und »The War« sind bei Netflix erhältlich



Anna Bühler von »Kugel und Niere« | © Julian Wenzel

Podcasts können schon lange mehr als nur labern. Ein Preis würdigte nun diese Medienform.

auf Knopfdruck

SOFIA GLASL

Veranstaltungsabsagen und -verschiebungen sind dieser Tage kaum mehr eine Nachricht wert. Zu viele Live-Events sind der Corona-Krise zum Opfer gefallen. Umso wichtiger ist es, auf schlichte Meldungen zusammengedampfte Ereignisse nicht einfach unter den Teppich zu kehren, sondern sie eben auf anderem Wege zu würdigen. Dazu gehört sicher auch die erstmalige Verleihung des Deutschen Podcast Preises, die Ende März in Berlin hätte stattfinden sollen. Denn damit wird in Deutschland zum ersten Mal der Podcast als eigenständige Medienform gefeiert. Da hatte sich in den letzten Jahren sicherlich viel getan: 2013 wurde mit »Soziopod« von Nils Kölbl und Patrick Breitenbach der erste Podcast beim Grimme-Preis ausgezeichnet, 2019 fügten sowohl der Deutsche Hörbuchpreis als auch der Deutsche Radiopreis eine eigene Kategorie für Podcasts hinzu. Sie bedachten die Dokumentarformate »Transformer« von Christina Wolf (Bayerischer Rundfunk) und »Geheimakte Peggy« von Ralf Zinnow und Christoph Lemmer (Antenne Bayern) mit Preisen. Dreizehn Akteure der Audiobranche haben nun den Deutschen Podcast Preis ins Leben gerufen, um alle Aspekte und Genres des Formats würdigen zu können.

Dass Podcasts nun in ihrer thematischen wie formalen Vielfalt einen eigenen Preis zugebracht bekommen, ist nur folgerichtig, haben sie sich doch von einer Verbreitungstechnologie zu einem eigenen Genre in der Audiolandschaft entwickelt. Ursprünglich von Radiosendern dazu verwendet, ihre Inhalte auch nach der analogen Ausstrahlung online verfügbar zu machen, also im archivarischen Sinne einer Mediathek, entstehen Podcasts mittlerweile unabhängig von festen Sendungen oder Redaktionen – irgendwo zwischen Hörspiel, Feature, Interview und Dokumentation. Radiosender haben ihre Angebote aus-

gebaut und eigene Podcastredaktionen eingesetzt, Produktionsfirmen spezialisieren sich auf das Medium und digitale Labels wie Spotify, Audible und Deezer machen nicht nur externe Produktionen verfügbar, sondern realisieren auch eigene Formate. Laut der Online-Monitor-Studie nutzten 2019 über 7,3 Millionen der Nutzer von Onlineangeboten in Deutschland Podcasts, das sind 3,4 Prozent mehr als im Vorjahr. Auffällig ist auch, dass die Zahl der regelmäßigen Hörer steigt: Podcasts werden gezielt eingeschaltet.

Die Ausdifferenzierung sowohl von dokumentarischen, fiktionalen als auch nachrichtenorientierten Themen und Umsetzungsformen hat entsprechend auch die Podcastszene erweitert und spezialisiert. Wer noch glaubt, der »Laberpodcast« ohne roten Faden oder inhaltliche Substanz sei Standard, wird überwältigt sein von der Fülle an Wissen, Unterhaltung und journalistischem Gespür für Themen, die die hiesige Podcastlandschaft zu bieten hat. Auch tagesaktuelle Entwicklungen werden fundiert abgebildet und reflektiert. Der Politikpodcast »Fest & Flauschig« von Jan Böhmermann und Olli Schulz zählt quasi schon zu den Klassikern. Das prominenteste Beispiel ist momentan wohl der täglich vom NDR produzierte Podcast mit Christian Drosten, dem Chefvirologen der Charité Berlin. In halbstündigen Gesprächen diskutiert er Entwicklungen zur Corona-Krise, ordnet ein und gibt wissenschaftliche Einschätzungen dazu.

Wissensformate funktionieren ohnehin sehr gut, das bestätigt auch Klaus Uhrig, der die Podcastserien beim Bayerischen Rundfunk redaktionell betreut. Die Podcastausgabe der Sendung »radioWissen« werde besonders gut angenommen. »Podcasts werden gezielt aufgerufen, weil sie ein Thema vertiefen. Deshalb ist auch das serielle Erzählen hier so geeignet«, so Uhrig. Formate wie das von

Uhrig betreute »Vier Tage Angst« sind entsprechend sehr erfolgreich. Darin erzählt Redakteur Till Otlitz in fünf Teilen den Fluchtversuch seiner Mutter aus der DDR.

Genau dieses Storytelling will auch die Münchner Produktionsfirma »Kugel und Niere« ausbauen und perfektionieren. Vorbild hierfür sind amerikanische Podcasts wie »This American Life« oder »Love+Radio«, in denen eben nicht nur Experten ihre Themen in Gesprächsformaten erläutern, sondern Geschichten erzählt werden. Die Journalistin Anna Bühler ist eine der fünf Mitbegründerinnen der 2015 gebildeten Firma und erklärt deren Herangehensweise: »Podcast ist etwas sehr Unmittelbares und Persönliches. Es geht um die Geschichten der Leute, und das muss auch im Hörscenario abgebildet werden – wer sind sie, wie klingen sie, was bewegt sie?« Dieses Kopfkino entfacht der Podcast »Der Moment«, die erste Auftragsproduktion von »Kugel und Niere« für Audible, in dem jede Folge von einem einschneidenden Moment im Leben einer Person erzählt – von einer heilenden Jesuserscheinung, einer unfallbedingten Amnesie, aber auch von der einen dummen Entscheidung, die aus einem Studenten einen Kunsträuber machte. Das Konzept funktionierte so gut, dass der Podcast bereits in die dritte Staffel geht und »Kugel und Niere« mit Bedacht auswählen können, welche Aufträge sie annehmen. Eine besonders aufwendige Produktion ist für April angekündigt: In Zusammenarbeit mit dem »Spiegel« schauten die Journalisten hinter die Kulissen des Berliner Flughafens und ergründen dessen holprige Entstehungsgeschichte.

Die Themen und Erzählformate im Podcast sind nahezu unendlich. »Das ist ja das Schöne«, so Anna Bühler, »egal welche Interessen ich habe oder wie alt ich bin – für jeden ist etwas dabei!« Auch die Liste der Gewinner

beim Deutschen Podcast Preis spiegelt diese Vielfalt wider. In sechs Kategorien wurden die besten Podcastformate prämiert, zudem wurde ein Publikumspreis vergeben, der in einer Onlineabstimmung ermittelt wurde. Sowohl dokumentarische Podcasts wie »Zeit Verbrechen« (»Die Zeit«) für die beste journalistische Leistung oder Eva Schulz als beste Interviewerin im Politikpodcast »Deutschland3000« (Funk) als auch die fiktionale Story »Das allerletzte Interview« der Rapperin Visa Vie (Spotify) wurden ausgezeichnet. Die Moderatorin Charlotte Roche und ihr Ehemann Martin Keß, die im Gesprächspodcast »Paardiologie« (Spotify) Beziehungsthemen diskutieren, wurden als beste Newcomer und als bestes Talk-Team geehrt. ||

Hier die vollständige Liste der Preisträger:

PUBLIKUMSPREIS

»Gemischtes Hack«, Spotify

BESTES SKRIPT / BESTE*R AUTOR*IN

»Das allerletzte Interview«, Spotify >> fiktional!

BESTE*R INTERVIEWER*IN

»Deutschland 3000«, Funk

BESTES TALK-TEAM

»Paardiologie«, Spotify; Charlotte Roche mit Ehemann

BESTE PRODUKTION

»Talk-O-Mat«

BESTE*R NEWCOMER*IN

»Paardiologie«

BESTE JOURNALISTISCHE LEISTUNG

»Zeit Verbrechen«

Hörwelten – Unsere Podcast-Tipps

32 X BEETHOVEN. EIN KLAVIERPODCAST MIT IGOR LEVIT UND ANSELM CYBINSKI

Wer in der Welt der Kunst, der Literatur und der Musik heimisch ist, den ficht selbst die häusliche Quarantäne nicht leicht an; das ist ein großer Trost in diesen Tagen. Für alle, die gern lauschen und sich überhaupt für Musik interessieren, bietet Igor Levit das womöglich ultimative Format zum Beethoven-Jahr 2020. Seit 7. Januar in der ARD-Audiothek zu hören, ist der Podcast auf 32 rund halbstündige Folgen angelegt, den 32 Klaversonaten Beethovens entsprechend, die der 33-jährige Pianist und mitteilsame Twitterer (@igorpianist) vor

Kurzem in einer viel gerühmten Gesamtein-spielung vorgelegt hat. Mit dem Journalisten und Musikmanager Anselm Cybinski begibt sich Levit auf Abenteuerfahrt durch den Kosmos Beethoven: »Wärscht du nicht ein sehr enger Freund jetzt, ja, würde ich sagen: jemand, der mich gerade so absichtlich aufs Glatteis führt, gleich die schwersten Stellen zu spielen, an denen ich in acht von zehn Mal scheitere, den lade ich nicht mehr zum Essen ein.« Er spielt's dann natürlich doch. Schlau und völlig undogmatisch, das Ganze. Obendrein gibt Levit täglich ein Hauskonzert auf Twitter. Das ist zwar kein Ersatz für ein Livekonzert, aber auch ein großer Trost. || fa



Igor Levit | © Peter Meisel

BAYERN 2 – NACHTSTUDIO www.br.de/radio/bayern2

Der Bayern 2 Nachtstudio-Podcast ist der Ort für den gehobenen gesellschaftlichen Diskurs. Themen wie »Mythos Bauhaus – Wie berechtigt ist der Jubiläumshype«, »30 Jahre Techno – Musik für kaputte Städte« und »Cancel Culture – Kampf gegen Diskriminierung oder Gängelung« finden sich neben Beiträgen wie »Sex der Zukunft – können wir Menschen die Maschinen lieben?« und »Gilles Deleuze – Warum ein Philosoph sich umbringt«. Der Nachtstudio-Podcast nimmt dabei das Denken von Intellektuellen wie Susan Sontag, Jürgen Habermas oder Hannah Arendt in den Fokus und spürt ihren denkerischen Wurzeln nach. Daneben gesellschaftliche Hochdebatte und Popdiskurs. Zwar haftet dem Format des Bayerischen Rundfunks bisweilen eine hochtrabend-näselnde Gelehrtenrundfunkhaftigkeit an, die Aus-der-Zeit-Gefallenheit des Nachtstudios macht jedoch auch den Charme dieser Radiopodcast-Stunde aus. Am besten, man hört ihn bei einem langen sonntäglichen Stadtpaziergang – auf nicht eingetretenen Pfaden. || cs

»The Daily Show« von Jon Stewart. Die Sendung bezeichnet sich selbst als »fake news show«, die das amerikanische Tagesgeschehen satirisch kommentiert und reflektiert. Die »Trump Twitter Library« archiviert sämtliche von Trump abgesetzte Tweets und wertet diese aus. Seit 2018 ist die Show auch als Podcast verfügbar – als »Ears Edition«, direkt auf die Ohren also. Das wäre natürlich sinnlos und redundant, gäbe es hier nicht Extras und erweiterte Inhalte. Besonders hörenswert ist »Between the Scenes«, eine von Noah eingeführte Rubrik, in der ihm das Studiopublikum zwischen den Aufnahmen Fragen stellen kann. In seinen klugen und reflektierten Antworten analysiert er Politik und Weltgeschehen nicht nur verständlich, sondern immer humorvoll. Als Sohn einer Südafrikanerin und eines Deutschschweizers, unter dem Apartheidsgesetz als illegal abgestempelt, lebt er nun unter Trump in den USA – seine entwaffnende Direktheit und globale Perspektive rücken viele Absurditäten, Diskriminierungen und Zynismen zurecht und öffnen auch den unbewussten Tunnelblick. || sg

HOW DID THIS GET MADE? u. a. bei Spotify, soundcloud.com, podcasts.apple.com

Schlechte Filme gibt es wie Sand am Meer und die meisten vergisst man gerne wieder. Aber hie und da gibt es jene Filme, die sind eine solche Katastrophe, dass man lacht und weint zugleich, die Augen verdreht und doch nicht abwenden kann. Nein, nicht jene B-Movies mit trashigem Charme, sondern ungewollte Schandflecke in der Filmgeschichte, für die sich alle Beteiligten schämen. Der amerikanische Podcast »How Did This Get Made?« widmet sich genau diesem Phänomen. Gastgeber sind die drei Schauspieler Paul Scheer, June Diane Raphael und Jason Mantzoukas. In jeder Folge zerlegen sie unter heftigem Gelächter einen Film, bei dem sie sich fragen, wie es geschehen konnte, dass er überhaupt produziert wurde. Natürlich gehen sie auch dem Kult nach, den solche Filme oft umweht – etwa »The Room« (2003), eine Legende der Gattung, deren kuriose Entstehungsgeschichte 2017 von James Franco als »The Disaster Artist« verfilmt wurde und schnurstracks auch im Podcast landete. Eine Hassliebe scheinen die Macher zum Schauspieler Nicolas Cage zu haben: Der ist gleich mit mehreren Filmen vertreten, allen voran die Horrorkomödie »Vampire's Kiss« (1988). Darin offenbart sich zum ersten Mal sein expressiv-durchgedrehter Schauspielstil, den er selbst als »nouveau shamanic« bezeichnet – für die einen absoluter Kult, für die anderen überdrehter Quatsch. Eines ist jedoch garantiert: Auch der größte Fan von Trashperlen wird hier noch fündig werden und den ein oder anderen Filmtipp mitnehmen. || sg

WDR 5 – DAS PHILOSOPHISCHE RADIO www.1wdr.de

Der Podcast für nachdenkliche Zeitgenossen: Jeden Freitagabend lädt Moderator Jürgen Wiebicke zum philosophischen Gespräch im Westdeutschen Rundfunk ein. Überraschend gut gelingt der einstündigen Sendung der digitale Mediensprung zum downloadfähigen Podcastformat. Das philosophische Radio richtet sich dabei nicht nur an ein akademisches Fachpublikum, auch philosophische Laien sind eingeladen mitzumachen. Zu Themen wie »Übungssache? – Wahrnehmung in der Kunst«, »Auslaufmodell? – Das Automobil«, »Naturgegeben? – Empathie« und »Miteinander? – Wie verändert Corona Ihr Denken«, diskutiert Jürgen Wiebicke mit seinen philosophischen Studiogästen. Dabei widmen sich die Experten auch (qualifizierten) Publikumsfragen. Wer Volker Panzers bis 2012 im ZDF ausgestrahltes »nachtstudio« vermisst, dem wird »Das philosophische Radio« ein ebenso wärmendes Kulturlagerfeuer sein. Entschleunigt zum Erkenntnisgewinn. || cs

THE DAILY SHOW WITH TREVOR NOAH – EARS EDITION u. a. bei Spotify, radio.de, podcasts.apple.com

Der Südafrikaner Trevor Noah ist einer der Stars der amerikanischen Late-Night-Shows. Als Comedian arbeitete er sich an seiner Kindheit in einem der Townships von Johannesburg ab, hatte erste Gastauftritte im amerikanischen Fernsehen und übernahm 2015

Anzeige

Eine Produktion von hr2-kultur und Bonnevoice Hörbuch Verlag, 2020 als Audiobook erhältlich sowie als Download bei allen üblichen Portalen 22,95 € | www.bonnevoice.de

DIE SÜSSESTEN FRÜCHTE

Der Schriftsteller Lafcadio Hearn (1850-1904) verbrachte sein Leben zwischen Griechenland, Irland, England, Amerika und Japan. Drei mutige, außergewöhnliche Frauen begleiteten ihn auf den Etappen seines Lebens. Jede schildert den faszinierenden Weltreisenden auf eigene Weise. Eine Griechin begegnet einem irischen Offizier auf der abgeschiedenen Insel Lefkas und folgt ihm nach Irland. Eine ehemalige Sklavin aus Kentucky lernt in einer Pension in Cincinnati einen Zeitungsreporter kennen und heiratet ihn. Die Tochter eines Samurai erzählt, wie sie in Matsue den Englischlehrer, einen geschiedenen Schriftsteller und Journalisten trifft, der fortan einen japanischen Namen tragen wird. Monique Truong erzählt mit sinnlicher Präzision von der Suche nach Liebe und Zugehörigkeit, vom Reisen und davon, wie man sich selbst immer wieder neu erfinden kann.

Regie: Marlene Breuer | Redaktion: Julika Tillmanns und Karoline Sinur
Sprecherinnen: Patrycia Ziolkowska, Barbara Philipp, Henni Jörissen, Rebecca Madita Hundt

BONNEVOICE
HÖRBUCHVERLAG



Lisa Schwarzer und Hardy Punzel in Christine Umpfenbachs Dokustück »Die Rote Republik« | © Jean-Marc Turmes

Eine Wette auf die Zukunft

Münchens Schauspielschulen verheißen den Weg zum Traumberuf. Allein die Bayerische Theaterakademie bietet sieben Studiengänge an. Mit der Veränderung der Theaterlandschaft hat sich auch die Ausbildung gewandelt.

PETRA HALLMAYER

Der Andrang ist groß. Rund 600 junge Menschen bewerben sich jährlich für die Schauspielklasse. Nur acht bis zehn davon werden angenommen. Dennoch steigt die Zahl der Bewerber stetig. Der Besuch einer staatlichen Schauspielschule gilt nach wie vor als ein Gütesiegel, das den Berufseinstieg erleichtert.

Tatsächlich finden Dreiviertel der Absolventen der Theaterakademie August Everding ein Engagement an Stadttheatern von Ingolstadt über Dortmund bis Wien und überstehen die lausig bezahlten Anfängerjahre (ca. 2000 Euro brutto monatlich), nach denen Häuser Jungschauspieler oft austauschen. Das, erklärt der Leiter des Studiengangs Schauspiel und Metropoltheater-Chef Jochen Schölch, sei eine sehr gute Quote. Nur wenige allerdings werden so erfolgreich wie Lisa Wagner, Dimitrij Schaad und Genija Rykova, die Martin Kušej, inzwischen Direktor des Burgtheaters in Wien, nach dem Diplom ans Resi holte, oder die unlängst preisgekrönte Svetlana Beleseva. Und selbst ein Engagement an einem großen Haus garantiert in diesem Beruf keine Sicherheit. Jeder Intendantenwechsel kann einen zwingen, sich neu ins Heer der Arbeit suchenden Schauspieler einzureihen. Im deutschsprachigen Raum gibt es 19 staatliche und unzählige private Schulen für Schauspieler. Dafür, so Schölch, reichen die Rollenangebote nicht aus.

Zu den besonderen Vorteilen eines Schauspielstudiums an der Theaterakademie gehören die Möglichkeiten, Kontakte zu knüpfen und frühzeitig Netzwerke aufzubauen. Die größte Ausbildungsstätte für Theaterberufe in Deutschland bietet sieben weitere Studiengänge an: Regie, Musical, Gesang/Musiktheater, Maskenbild, Dramaturgie, Bühnenbild und -kostüm, Theater-, Film- und Fernsehkritik. Durch die internationale Vernetzung können Studierende Auslandssemester in ganz Europa absolvieren und durch die Kooperation mit der Münchner Filmhochschule erste Kameraerfahrungen sammeln. Rund ein Drittel arbeitet später frei beim Fernsehen und Film und an wechselnden Bühnen. Auch leidenschaftliche Theaterschauspieler wirken in TV-Produktionen mit, sei es aus Lust oder um ihre prekäre Existenz zu finanzieren. Die Verdienstchan-

cen sind für die Mehrheit gering, und eine Rolle in einer Vorabendserie ist längst kein Makel mehr.

Nicht nur das Genre Film hat an Bedeutung gewonnen. Seit August Everding die Bayerische Theaterakademie 1993 gründete, hat sich die Theaterlandschaft und damit die Ausbildung grundlegend verändert. So lernen Studierende heute, eigene Projekte im Kollektiv zu entwickeln, autobiografische Texte zu schreiben und künstlerisch zu verfremden. Wie versiert sie darin sind, zeigten sie in Christine Umpfenbachs Dokustück »Die Rote Republik« im Akademietheater.

Ziel der Ausbildung, so Schölch, sind »mündige Schauspieler«, die Autoren ihrer eigenen Texte sein und performative Spielweisen selbstständig gestalten können. Die Basis dafür aber ist nach wie vor die klassische Rollen- und Textarbeit und diese, meint Schölch, sei viel aufwendiger geworden. Die meisten lesen selten und kennen Dramen bloß aus der mageren Schullektüre. »Du musst Texte analysieren können, wissen, wie Figuren interagieren, wie du Charaktere baust, ehe du dich davon lösen kannst.« Keiner kann sich einfach auf die Bühne stellen und er selbst sein. Damit die im Theater gern behauptete Authentizität glückt, bedarf es langer Vorarbeit.

In der Theaterakademie werden nicht bestimmte Ästhetiken präferiert. Vielmehr versucht man, Studierende so zu schulen, dass ihnen ein weites Spektrum an Ausdrucksformen offen steht. Dazu gehört in einer Zeit, in der manch ein Regisseur Schauspieler wie Hochleistungssportler fordert, tägliches intensives Körpertraining. Sie sollen unfallfrei über sehnenmalträuernde Bühnenbilder turnen, sich rasch diverseste Tanzstile aneignen können. Ihre Stimmen müssen variabel einsetzbar sein »vom lyrischen Gesang über Turbo-Rap bis zu zweistündigem Dauerschreien«. Manch einer, der für solche Schreiorgien nicht geschult war, erzählt Schölch, hat seine Stimme in wenigen Jahren ruiniert.

Gastdozenten wie Armin Petras oder Christiane Pohle arbeiten künstlerisch mit den Klassen, feste Kräfte führen sie in die Techniken der großen Schauspiellehrer von Stanislawski über Strasberg bis Meisner ein. 2018 ließ sich Schölch zudem

in Los Angeles zum Chubbuck-Dozenten ausbilden. Die von Ivana Chubbuck, die Hollywoodstars wie Brad Pitt, Charlize Theron und Halle Berry coachte, konzipierte, auf Stanislawski basierende Technik ist nach seiner Erfahrung »eine extrem effiziente Methode, um sich selbstständig auf Rollen vorzubereiten«. Das wird nicht nur beim Fernsehen verlangt, wo kaum geprobt wird. Auch im Theater gehe klassisches Regiehandwerk zunehmend verloren. Der derzeitige Hierarchieabbau, glaubt er, sei dringend notwendig, doch er habe Tücken: Wichtige künstlerische Konflikte werden im Kollektiv oft nicht ausgetragen, und viele Regisseure leiten Schauspieler handwerklich nicht mehr an.

Die Zahl der Lehrkräfte übertrifft häufig die der Studierenden in einer Klasse. Jeder Einzelne braucht individuelle Betreuung. »Wir verstehen uns auch als seelische Reisebegleiter. Echte künstlerische Arbeit ist konfliktfrei nicht möglich.« Meist liege gerade in dem, was man intellektuell abwertet und vermeidet, der Schlüssel zu entscheidenden Entwicklungsprozessen. »Jeder muss sich mit den eigenen Ängsten, Aggressionen und Widerständen konfrontieren.« Nur wer sich darauf einlässt, kann ein wirklich guter Schauspieler werden. Talent allein reicht nie aus, betont Schölch. Jene, die in einer Klasse früh zum Star aufsteigen, werden später sehr häufig von den scheinbar weniger Talentierten überholt, die härter an sich arbeiten. Wer schließlich reüssiert, lässt sich schwer vorhersagen. Die Auswahl der Bewerber, räumt Schölch unumwunden ein, sei »immer eine Glaubensfrage, eine Wette auf die Zukunft«.

Seit Kurzem hat die Akademie damit begonnen, Kurse für Ehemalige zu öffnen. »Da treffen Profis, die seit Jahren im Berufsleben stehen, auf enthusiastische Anfänger. Davon profitieren alle.« Wer sich als Schauspieler langfristig behaupten und nicht nur TV-Soaps drehen will, erklärt Jochen Schölch, »darf sich nie zurücklehnen. Er muss bereit sein, lebenslang zu lernen.« ||

Familienalbum

Zum fünfzigsten Geburtstag blickt das TamS mit einem Bildband in Liebe zurück.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

»In 50 Jahren werden wir 100«, so endet der Bildband zum 50. Geburtstag des TamS – Theater am Sozialamt. Das Sozialamt ist schon lange nicht mehr in der Haimhauser Straße in Altschwabing, das Theater aber existiert immer noch. Und Anette Spola ist immer noch seine Prinzipalin, auch wenn sie es als bisher einzige Betreiberin einer freien Bühne geschafft hat, die Nachfolge zu sichern. Lorenz Seib ist dem TamS schon seit seiner Schulzeit verbunden. Er erlernte beim legendären, leider früh verstorbenen Bühnenbildner Eberhard Kürn (dessen zauberischem Umgang mit der einzigen Cinesmascopebühne der Stadt natürlich eine ausführliche Fotostrecke des Jubiläumsbandes gewidmet ist) die Kunst des Bühnenbaus, des Ton- und Lichteinrichtens, des Herstellens von Requisiten und Kulissen. Nach Wanderjahren fand Seib zurück und leitet nun zusammen mit Spola das Theater. Es geht also weiter, vielleicht sogar noch mal 50 Jahre.

Welche Bedeutung die Hinterhofbühne mit dem lauschigen Hof in einem ehemaligen Wannen und Brausebad, dessen Röhrensystem man im Foyer bestaunen kann, für die Stadt München hat, machen die liebevollen Beiträge von Weggefährten – Dramatikern, Schauspielern und Journalisten – in vier Kapiteln und ein Vorwort von Gerhard Polt deutlich. Die

»Valentinaden« von Spolas Mann Philip Arp prägten die frühen Jahre. Auf Schwarz-Weiß-Fotos sehen einen unglaublich junge Gesichter an, die man irgendwie älter kennt. Als in den Siebziger die großen Häuser Münchens außer Traditionspflege nicht viel zu bieten hatten, gab es im TamS nicht nur deutsche Erstaufführungen später berühmter Dramatiker zu sehen, sondern auch schon Kooperationen mit freien Gruppen, die neue Theaterformen entwickelten. Der quer denkenden, widerständigen Geisteshaltung der »Valentinaden« sind die Produktionen auch in den Jahrzehnten nach Philip Arps Tod 1987 treu geblieben. In den Neunzigern, als die großen Bühnen den kleinen die Erstaufführungen wegschnappten, ging man ins TamS, um Theater zu sehen, das überrascht und mit Hintergründigkeit fasziniert. Und lange bevor es Mode wurde und Fördergelder magnetisch anzog, wandte sich Anette Spola dem inklusiven Theater zu und kann auf diesem Gebiet in München mit Fug und Recht als Vorreiterin gelten, auch was die Qualität betrifft.

Der Bildband versammelt eine enorme Fülle an Szenenfotos, Plakaten, Zeitungsausschnitten und handgeschriebenen Zetteln, aber auch eine alte Badeordnung, Baupläne und Porträts von Stammmitarbeitern. Es ist, als tauche man in das Album einer Familie ein, die sich immer wieder verändert und sich in der stetigen Entwicklung doch treu bleibt. Das kann das TamS auch weiterhin. Seit 2018 steht das Gebäude unter Denkmalschutz und seit 2019 ist das Theater Bestandteil des Baudenkmals. ||

TAMS THEATER E.V. UND ANETTE SPOLA: TAMS THEATER 50
Athena-Verlag, 2020 | 240 Seiten mit zahlreichen Abbildungen
24 Euro



Impressionen aus 50 Jahren TamS | © TamS Theater e.V./Athena-Verlag

KOMMENTAR

DIE FREIHEIT DER KUNST

Nicht nur wir verlieren unsere Bewegungsfreiheit durch Corona, »freie« Künstler verlieren durch die Pandemie ihre Existenz. Was wir tun können.

Die Theater sind wie fast alles andere geschlossen. Und was ist mit den Menschen, die sie normalerweise mit Leben füllen? Sie sind arbeitslos ohne Arbeitslosengeld. Sie bekommen kein Kurzarbeitergeld (das auch nicht zum Leben ausreicht) wie die Verkäuferin bei Karstadt. Derzeit leiden viele Berufsgruppen, Kleinunternehmer und Soloselbstständige unter dem Verlust ihrer Existenz, denn niemand weiß, wie lange das umfassende Kontaktverbot noch dauert. Mindestens bis 19. April ist alles zu, das kostet zu viele bereits die Existenz. Bund und Länder legen Hilfsprogramme auf, inwieweit Kulturschaffende davon profitieren werden, wird sich zeigen. Die Situation zeigt aber auch klar das Grunddilemma, dass »frei« arbeiten letztendlich heißt: vogelfrei und ohne eigenes Zutun zum existenziellen Abschluss freigegeben. Wenn man nicht festangestellt ist, fällt man derzeit finanziell ins Bodenlose. Auch städtische und staatliche Einrichtungen arbeiten mit sogenannten Gästen und Honorarkräften, weil man denen gegenüber keine Verpflichtungen hat. Die meisten freien Künstler verdienen nicht nur in der freien Szene so wenig, dass sie auch in epidemielosen Zeiten nur von der Hand in den Mund leben können. Es ist also völlig illusorisch, sich ein finanzielles Polster zuzulegen. Und das betrifft nicht nur Schauspieler und Regisseure, sondern genauso Dramaturgen, Techniker, Kostüm- und Bühnenbildner, Maske und Kassenkräfte.

Wie können wir also den Kulturbetrieb und seine Macher unterstützen? Wir können den Preis bereits bezahlter Tickets für ausgefallene Veranstaltungen nicht zurückverlangen. Wir können an Fördervereine, die auch kleine Bühnen teilweise besitzen, spenden. Wir können Gutscheine für die Zukunft erwerben, immer ein schönes Geschenk. Manche Bühnen haben auch Merchandising, das man online erwerben kann. Wir können einen Obolus für alles, was es jetzt im Netz zu sehen gibt, entrichten. Und das ist einiges. Viele Theaterbühnen stemmen sich zumindest geistig gegen den Shutdown und entwickeln Formate fürs Internet oder stellen einmal abgefilmte Produktionen ins Netz: Schauen Sie auf der Webseite Ihrer Lieblingsbühne(n) nach. Nicht nur die Kammerspiele und die Staatsoper haben einen Internet-Spielplan, nicht nur das Resi zeigt täglich das Tagebuch eines geschlossenen Theaters, die Schauburg Kinder- und Jugendtheater, auch das TamS, das Pathos, das Theater HochX, die Pasinger Fabrik stemmen sich digital gegen das analoge Kontaktverbot. Und es werden bestimmt noch mehr. Wir können schreibende Theaterleute unterstützen, indem wir ihre Bücher kaufen (direkt oder beim Buchhändler an der Ecke telefonisch bestellen). Und wenn wir dann wieder unter Leute gehen können, dann sollten wir in die Theater gehen. Deshalb kündigen wir hier auch hoffnungsvoll zukünftige Produktionen an. || **cw**

Romeo und Julia auf dem Dorfe

Schauspieler Michael Vogtmann hat einen fränkischen Theaterkrimi geschrieben.

GABRIELLA LORENZ

Zwei verfeindete unterfränkische Dörfer nahe Würzburg: Winterhausen links des Mains auf der Schattenseite, Sommerhausen rechts auf der Sonnenseite. In Sommerhausen gründete Luigi Malipiero 1950 das Torturmtheater mit 50 Plätzen. 1975 übernahm es Veit Relin, seit dessen Tod 2013 führt es seine Frau Angelika. Doch nicht dort siedelt Michael Vogtmann seinen Theaterkrimi »Wintersommer« an, sondern in Winterhausen. Da will der theaterbegeisterte junge Lehrer Fritz Fichte mit 16-jährigen Schülern aus beiden Orten Shakespeares »Romeo und Julia« aufführen. In der ehrgeizigen Hoffnung, so die uralte Fehde, die seit dem 16. Jahrhundert immer neu durch Hass und Neid befeuert wird, zu beenden. Im Stück versöhnen sich ja die Clans Capulet und Montague über ihren toten Kindern. Echte Leichen hat Fritz freilich nicht vorgesehen.

Michael Vogtmann (68), Schauspieler und Regisseur, stammt aus Würzburg, kennt die Gegend so gut wie das Theatermilieu. Er erzählt auktorial, aber immer aus der Sicht und Gedankenwelt von Fritz. Den beutelt ein Lebensproblem: Er ist schwul, das darf 1974 niemand wissen, getuschelt wird eh. Also Konzentration auf die Aufführung. Seinen Romeo findet er schnell: Erich Lux, ein kräftiger Steinmetzlehrling. Arrogant, aggressiv und machistisch, so hat ihn sein Winterhausener Banker-Papa erzogen. Aber ein Naturtalent. Ebenso wie Rosie Hartmann, Nichte des Bürgermeisters von Sommerhausen.

Ihrem Vater wird ein unehelicher Sohn nachgesagt, was offiziell keiner weiß.

Die Proben erschwert der Kampf gegen den Dialekt, mehr aber Erichs Verhalten: Er solle Rosie fertigmachen, hat sein Vater gesagt. Das tut er, bis Fritz merkt: Erich ist in Rosie verliebt. Das übrige Personal, darunter eine Schauspielerin im Ruhestand, ist prägnant, manchmal skurril gezeichnet. Vogtmann schildert lebensnah und spannend Probenkalamitäten, dörfliche Feindseligkeiten, krumme Geschäfte, familiäre Verwicklungen. Alles zerrt an Fritz' Nerven. Am meisten seine Angst, enttarnt zu werden, als er sich verliebt hat. Dass ein Freund einen Dokumentarfilm über das Projekt dreht, erhöht die Nervosität. Und was drohen die anonymen Briefe mit Shakespeare-Zitaten an?

Fritz ist stolz auf einen Regieeinfall: Am Schluss erschießt Romeo Julia mit einer Pistole. Die sonst tadellose Premiere endet mit einer Katastrophe. Die aufreibende Suche nach einem Täter fordert ein zweites Opfer. Fritz steht vor dem Nervenzusammenbruch, aber es klärt sich alles (auch sein Privatleben). Versöhnung in Sicht, wie bei Shakespeare. ||



MICHAEL VOGTMANN: WINTERSOMMER
Allitera, 2016 | 206 Seiten | 9,90 Euro

VORMERKEN!

21.–24. April

FLÜSTERZETTEL

HochX | Entenbachstr. 37 | 20 Uhr | Tickets: 089 90155102
www.theater-hochx.de

»Dass Du mir immer so viel Komplimente machst, stimmt mich besonders glücklich. Du glaubst gar nicht, wie nötig ich das hatte.« Schrieb in den Fünfzigern eine junge Frau ihrem Liebsten auf einen Zettel. Solche »Flüsterzettel« stecken die Eltern des Theatermakers Burchard Dabinnus sich gegenseitig in die Manteltaschen, denn an ihrer Arbeitsstelle durfte niemand etwas von ihrer Liebe wissen. Von ihrer Arbeitsstelle durfte auch niemand etwas wissen, die Firma, das war der BND. Und so webt Dabinnus in die reizende Liebesgeschichte, die ein älteres und ein jüngeres Paar (Katja Amberger und Christian Buse, Isabell Kott und Arno Friedrich) zwischen altmodischem Büromobiliar und umgeben von projizierten Faksimilebriefen erzählen, während wir auf Papphockern mittendrin sitzen, auch ein leises Hintergrundrauschen von Zeitgeschichte.

13.–17., 26.–29. Mai,

JENSEITS DES HORIZONTS

Rationaltheater | Hesseloherstr. 8 | 20 Uhr
Tickets: Abendkasse | www.rationaltheater.de

Dietmar Höss, der Leiter des Rationaltheaters, möchte mit Theater die Welt verändern. Kein Wunder, dass hier die großen Themen verhandelt werden. Rassismus in »Lost Wings«, Revolution in »Fanal«, Krieg in »Lili Marleen«. In »Jenseits des Horizonts« des ukrainischen Autors Yurii Poimanov und des russlanddeutschen Schauspielers und Regisseurs Jurij Diez geht es um Migration. In Deutschland leben fast 19,3 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund: Italiener, Griechen, Spanier, Türken, Rumänen, Kroaten, Syrer ... und Russlanddeutsche, von denen viele nie wirklich hier angekommen sind. Am Beispiel ihrer Einwanderung setzt sich das dokumentarische Stück mit den Folgen der Traumata von Vertriebenen, Flüchtlingen oder Aussiedlern auseinander, die unter Identitätskonflikten und dem Gefühl leiden, enturzelt, nicht zugehörig und ausgegrenzt zu sein.

Spinnerei

René Pollesch spinnt die Fäden in »Passing – it's so easy, was schwer zu machen ist« in der Kammer 1 sehr lose.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Sie ist einfach toll. Eine Mischung aus Fischer-Technik und Korbflechtereier, die an die Kindheit erinnert, als man aus allen möglichen Gegenständen Behausungen gebaut hat, und wenn es drei Stühle und die Wohnzimmervorhänge waren. Ihre Beingelenke sehen aus wie Filmrollen, und das sicher nicht von ungefähr. »Tarantula« und andere B-Movies haben Pate gestanden für den jüngsten Streich von René Pollesch, bei dem eine riesige Spinne (Bühne und Kostüme: Nina von Mechow) die Hauptrolle spielt. Mit »Passing – it's so easy, was schwer zu machen ist« schüttet der designierte Volksbühnen-Intendant Pollesch mal wieder eine Wundertüte an Assoziationen aus. Der Faden, den die Pollesch-Heroine Kathrin Angerer zusammen mit dem Ex-Kammerspiele-Liebling Thomas Schmauser, mit Benjamin Radjaipour, Damien Rebgetz, Max Bretschneider, Kinan Hmeidan und Kamel Najma spinnt, ist allerdings eher ein maximal verknäulter Fadenhaufen, den man unmöglich entwirren und zu einem Knäuel aufrollen kann.

Es geht um einen Filmdreh in Desert Rock, wo Thomas Schmauser in Westerkluft der Regisseur war. Es geht darum, ob auf der Leinwand »fertig« stehen darf statt »Ende«. Es geht darum, ob man authentisch sein sollte. Ob der Kapitalismus alle utopischen Energien abgreift. Und ob man ausländische Führungszeichen in die Luft malen darf. In diesem Webstuhl sich weiterspinnender und auseinanderdriftender Begrifflichkeiten, der natürlich auch den Klassenkampf mitspinnt, zieht sich die gut gelaunte Schauspieltruppe immer wieder in Kleingruppen zum quasi privaten Gespräch in den Spinnenleib zurück, wie das bei Pollesch so Usus ist. Irgendein Gehäuse ist da immer. Dann erscheinen sie überdimensional groß projiziert auf den Stellwänden im Hintergrund und sinnieren über die Ästhetik alter Menschen, die Drogen nehmen, oder spinnen mit Kaugummi. So macht die Spinne sich nütz-



Kathrin Angerer, Thomas Schmauser und Benjamin Radjaipour (hinten, v.l.) machen es sich im Bauch der Spinne gemütlich | © Thomas Aurin

lich. Eigentlich ist sie aber nur da, weil keiner in armes politisches Theater geht. Also verkleidet sich Polleschs Collage als buntes B-Movie. Zu bedrohlichem Seventies-Filmsound stellt Kinan Hmeidan seine Fähigkeiten als Genredarsteller unter Beweis und rettet sich vor der Monsterspinne mit einem beherzten Sprung auf die Vorderbühne. An deren Rand sitzt das Ensemble gerne mal wie Handwerker bei der Brotzeit und lässt die Beine baumeln.

Die Kernaussage dieser Kritik am Universum, am Kapitalismus und allem steckt aber im Titel. Passing bedeutet passieren oder durchgehen, aber nicht nur über Grenzen, sondern auch, wem unsere Gesellschaft was durchgehen lässt oder als was oder wer man selber durchgehen will: »Bist du eine Prole-

tarierin. Nein, aber divers«. Das gibt reichlich Anlass für Wortspielereien, Running Gags, Anspielungen und Kalauer. Und weil das Spielen so viel Spaß macht, kugelt das Ensemble zu »Sound of Music« auf einer projizierten heiditauglichen Berglandschaft herum. Pollesch schaut in einen Abgrund an Begriffen und haut uns die in eher trockenen Wortkaskaden um die Ohren. Das war schon mal inspirierender. Lustig war's trotzdem. ||

PASSING – IT'S SO EASY, WAS SCHWER ZU MACHEN IST
Kammer 1 | 30. April | 20 Uhr | Tickets 089 23396600
www.kammerspiele.de

Stark wollte sie sein!

Karin Henkels »Medea«-Inszenierung am Residenztheater ist ein optischer Genuss, der inhaltlich und schauspielerisch unbefriedigend bleibt.



Aurel Manthei und Carolin Conrad als Ex-Paar | © Sandra Then

SABINE LEUCHT

Das kleine Segelboot bewegt sich sacht in der Bühnenpfütze. Die beiden Jungs, die mit ihm spielen, scheinen alle Zeit der Welt zu haben und mit Nicola Mastroberardino einen wunderbar zugewandten Aufpasser. Ein Idyll steht am Anfang von Karin Henkels »Medea«-Inszenierung am Residenztheater. Und seine Schönheit schmerzt, weil sie schon beschwert ist von dem, was der Zuschauer weiß. Die Jungs erzählen die Vorgeschichte – wie Mama und Papa zusammenkamen, der Onkel starb, das Widderfell von Kolchis nach Korinth kam – assoziativ und frech nach Jungenart. Und nichts Böses ahnend.

Henkel setzt auf Prozesshaftigkeit, auf die schrittweise Genese der unglaublichen Gewalttat, mit der der Mythos und Euripides' Tragödie enden. Dafür hat ihr Thilo Reuther ein wunderbares, mitspielendes Bühnenbild gebaut, in dem viel Wasser plus Nebel- und Laser-Effekte im Dauereinsatz einen sich stark verjüngenden Raum beständig verwandeln. Dazu schlüpft ein großer Mädchenchor in drei unterschiedliche Kostümierungen: Schulmädchen-Zombies mit platinblonden Perücken werden zu zwergenartigen Märchengeschöpfen und Alltagsgirls von heute, die weise warnen, das Verhängnis noch befeuern oder beklagen. Um sicher sein zu können, ob die verschiedenen Kostüme spezifische Chor-Rollen markieren, müsste man den Abend mindestens zweimal sehen. Doch schon beim ersten Mal ist klar: Sein Grundtenor ist vage feministisch und seine Optik eindrucksvoll. Der rückwärtig aufgehängte Miniguckkasten mit giftgrüner Graffiti-Malerei, in dem die Knaben spielen, die Bassins, in denen die Beine des Zwergen-Chores verschwinden, die düstere Stimmung über allem: Der Abend hätte wirklich gut werden können, wenn die beiden Hauptdarsteller seine Prozesshaftigkeit nicht geradezu sabotierten. Carolin Conrad ist von ihrem ersten Auftritt an eine gehetzte und verbitterte Frau, woran die exquisiten Demütigungen, die Franziska Hackls Kreusa sich für sie ausdenkt, nur wenig ändern. Medea muss für deren Amüsement (»Lustig soll es sein!«) wie ein Frosch hüpfen. Bis zur Erschöpfung. Und auch wenn Michael Goldbergs tumber Kreon-Fiesling sich sein »Geh zurück in deinen Kaukasus!« verkniffen hätte, wäre Medeas Dasein als Fremde, als Flüchtling, dem Integration auf Teufel komm raus aufgetragen ist, greifbar geworden. Die Worte machen hier alles überdeutlich. Conrads Spiel macht es nicht. Dazu kommt, dass vollkommen rätselhaft bleibt, was diese Frau je mit dem Jason-Standbild verbunden hat, das Aurel Manthei auf die Bühne wuchtet. Empathie- und emotionsfrei steht er da. Starr wie das männergemachte System, an dem fast alles rückstandslos abperlt.

Damit ist eine Behauptung gesetzt, aber die dramatische Fallhöhe verschenkt. So stellt sich seltsamerweise noch nicht einmal dann Beklemmung ein, wenn Medea die Zuschauer zu ihren Vertrauten macht. »So, ihr Lieben«, beginnt Conrad immer wieder und teilt ihre nächsten Schritte wie ihre Motive dafür mit. Sie beharrt auf der Schuld der anderen, die sie zum Mord an Jasons Braut und den eigenen Kindern zwingen. Und darauf, kein Opfer zu sein. Fast hofft man, die vehemente

Behauptung ihrer Stärke hätte den Mord am Ende gar nicht mehr nötig. Da steigt sie endlich doch in den Kinderzimmer-Guckkasten und zückt das Messer. Begleitet von Aufmunterungsrufen des Chores, der »das endlose Lied von der schwachen Frau« mit dieser Tat für beendet erklärt. Der Schluss schenkt der Kindsmörderin zwar eine Zukunft und lässt Medea und ihren Neuen mit zwei Töchtern Trump-family-mäßig posieren. Ob darin nun ein Triumph zu sehen ist oder nur die grell übermalte Verzweiflung einer Frau, die ein misogynen, menschenverachtendes System mit seinen eigenen Waffen schlagen wollte, bleibt jedem selbst überlassen. ||

MEDEA
Residenztheater | 25., 30. April | 19.30 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

GÄRTNER PLATZ THEATER

SPIELPLAN, BESETZUNGEN, BACKSTAGE-NEWS

Zu jeder Zeit alles Wissenswerte und die wichtigen Infos aus dem Theater immer direkt per E-Mail

www.gaertnerplatztheater.de/newsletter

Eindringliche Menschenstudien

Mit Svealena Kutschkes »zu unseren Füßen, das gold, aus dem boden verschwunden« gelingt Jochen Schölch ein fesselnder Theaterabend.

PETRA HALLMAYER

Auf schwarzen Kastenbänken sitzen fünf Spieler, die uns den Rücken zugekehrt haben. Einer nach dem anderen dreht sich um und beginnt zu erzählen. Svealena Kutschkes Stück mit dem rätselhaften Titel »zu unseren Füßen, das gold, aus dem boden verschwunden«, der sich bis zum Ende nicht gänzlich erschließt, führt in ein Mietshaus in Berlin-Pankow und verbindet Hinterhofgeschichten zu einem traurigen und beklemmenden Gesellschaftsportrait. Ein jeder auf der Bühne ist auf seine Weise innerlich versehrt, wird von bösen Erinnerungen verfolgt, ist mit Versagens- und Schuldgefühlen beladen.

Da sind Darija (cool aggressiv gepanzert: Sophie Rogall), eine türkischstämmige Pflegerin in der Psychiatrie, die permanent im Angriffsmodus lebt, kein Opfer sein will und lieber selbst zuschlägt, und ihre Geliebte, die herzliche mädchenhaft naive Kim (Lucca Züchner), die zornig mit ihrer Nazi-Oma hadert, sich selbst ihre bürgerlichen Lebenschancen versagt und im Späti jobbt. Da ist der ehemalige Gerichtsvollzieher und Trinker Holm. Da sind Sarah, die unter Depressionen leidet und sich an den »Grund ihrer Schmerzen« nicht mehr erinnert, und ihr Ex-Mann Ahmed (Thorsten Krohn), der ohnmächtig zusehen musste, wie sie sich einigelte, ihm in die »Routine des Elends« entglitt. Mit pseudo-souveränem aalglattem Dauerlächeln lästert

er zynisch über ihre »Martyrerrolle«, seine Kollegen und Workaholics (»Leute, die keine Hobbys haben oder ihre Kinder hassen«). Und schließlich ist da der nette Nabil, ein Flüchtling aus Syrien, der nie auftaucht, nur in den Monologen der Nachbarn präsent ist.

Sie alle reden übereinander, aber nie miteinander. Dialoge oder Spielhandlung gibt es keine, und doch gelingt unter Jochen Schölchs sensibler unaufdringlicher Regie ein fesselnder Theaterabend. Man schaut gebannt zu, wie das Ensemble mit nichts als Worten und kleinen Gesten aus Kutschkes psychologisch prägnant gezeichneten Typen lebendige Menschen voller Ambivalenzen erschafft. Wie Matthias Grundig als Holm breitbeinig mit dreckigen Turnschuhen und zerzaustem Haar lakonisch witzig über sein misslungenes Leben räsoniert, durch widersprüchliche gesellschaftspolitische Haltungen mäandert, wütend kläfft, seine Empörung herausbrüllt und verzweifelt in sich einsinkt, wie die Beziehung zwischen Darija und Kim eskaliert, Scham, Schmerz und Hilflosigkeit in Gewalt umschlagen. Mara Widmann als Sarah zeigt mit verschluckten Tränen und wunderbar warmherzig eine in ihrem Unglück gefangene Frau mit sozialem Gewissen, die ohne ihn zu fragen die Designeranzüge ihres Mannes verschenkt hat, einem lieben und völlig ignoranten Gutmenschen, der unfähig ist, andere



Ahmed (Thorsten Krohn), Kim (Lucca Züchner) und Darija (Sophie Rogall, v.l.) | © Jean-Marc Turmes

wirklich wahrzunehmen. Sie fühlt sich dem ausgegrenzten Nabil nahe (»Depression ist auch eine Art Krieg«), schläft mit ihm, deutet dies zu einem fürsorglichen Akt um und wendet sich harsch gegen ihn, als sie sich von ihm enttäuscht glaubt. Im Verlauf des Abends wird der Syrer zur Projektionsfläche für Sehnsüchte, Fantasien, Klischees, Ressentiments und brutale Aggressionen und schließlich zum Auslöser überraschender Wendungen.

Svealena Kutschke, die zuvor drei Romane veröffentlichte, bleibt in ihrem Debütstück, das zu den Gewinnertexten beim Berliner Autorentreffen 2019 gehörte, der Prosa näher

als der Dramatik. Zumal gegen Ende hat sie dem Stück etwas zu viel aufgeladen. Dank Schölchs klug konzentrierter, in ihrem Minimalismus ungemein präziser Regie und der großartigen Schauspieler aber entstehen daraus im Metropoltheater 75 Minuten eindringliches Theater. ||

ZU UNSEREN FÜßEN, DAS GOLD, AUS DEM BODEN VERSCHWUNDEN
Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | 22.–24., 30. April | 20 Uhr | 26. April | 19 Uhr | Tickets: 089 32195533 | www.metropoltheater.com

Anzeige



Making of „And...“
2007
© Sheela Gowda

Maria
Lassnig
Stiftung

IHR
KUNSTMUSEUM
IN MÜNCHEN

LENBACHHAUS.DE

SHEELA GOWDA BIS 26
IT.. MATTERS JULI

LENBACHHAUS

Ach, sind die süß!

Aber lebende Haustiere sind keine Kuschettdys: Man muss sie artgerecht pflegen. Das erklärt die Aufführung »Alarm im Streichelzoo« in der Schauburg klug und witzig.

GABRIELLA LORENZ

In dem großen Gitterkäfig stehen bunte Hocker, dazwischen liegt ein Berg von Papierstreu. Man sieht ein Schwänzchen hervorlugen, ehe sich langsam was drunter rührt. Allmählich schälen sich drei menschengroße Hamster aus ihrem Schlaf. Sie lassen sich Zeit, sind neugierig und offenbar sehr spiellustig. Liebevoll beobachtet sie ihr Tierpfleger Charlie (Hardy Punzel) und stellt den jungen Zuschauern in der Schauburg seine Darlings vor: Bubbles, die jüngste (Helene Schmitt), dann Hank (Simone Oswald), der gern mit seiner Puppe spielt, und schließlich Hermi (Clara Palau y Herrero), der schon ein alter grauer Zausel ist. Die Ausstatterin Anni-Josephine Enders hat sie in nicht allzu putzige Fellkostüme mit großen Köpfen samt Knopfaugen gesteckt, und die Darsteller haben sich Verhalten und Bewegungen von Hamstern gut abgesehen. Alles sehr herzwärmend anzusehen.

Stolz präsentiert Charlie Zirkuskunststücke, auf die er die Nager dressiert hat: Sie springen von einem Hocker zum andern, rutschen über eine Wippe und rollen in großen Röhren. Macht ihnen scheinbar Riesenspaß. Hermi, vielleicht schon ein bisschen dement, räumt unermüdlich die Streu von einem Haufen auf den andern. Bubbles ist besonders erfinderisch: Sie stapelt Hocker und will übers Käfiggitter klettern, das ist hochkomisch. Charlie, der große Erklärer, fordert die Kinder zur Hilfe auf, auch beim Füttern: Durchs Käfiggitter dürfen sie Leckerlis reichen. Danach wäre Streichelzeit angesagt, doch vorher gibt es »Alarm im Streichelzoo«. Den hat der israelische Regisseur Ariel Doron inszeniert und in Zusammenarbeit mit Schülern zwischen acht und elf Jahren entwickelt: ein intelligentes Mitmachspiel, das sehr witzig und spannend nach der Verantwortung für eine artgerechte Haltung von Haustieren fragt. Den Alarm löst die Stimme der unsichtbaren

Chefin aus, die fordert, Hank zu ihr zu bringen. Hank muss erst mal mit einem Lasso eingefangen werden, kommt halb betäubt auf einer Sackkarre zurück, kriegt dann einen Schüttelkrampf und stirbt. Und jetzt soll Bubbles zur Chefin kommen. Für Charlie ist der Fall klar: Frau Dr. Herzfeld hat Hank umgebracht, und er will Bubbles vor dem gleichen Schicksal retten. Seine jungen Sympathisanten müssen bei der Flucht helfen und die Ärztin abwimmeln, damit sie ja nicht selbst auftaucht. Die Kids machen begeistert mit und lügen auch dreist am Funkgerät. »Mörder« schreien sie solidarisch im Chor.

Dann schaut Dr. Herzfeld (Simone Oswald) doch nach – und das Spiel kippt. Denn sie erklärt schlüssig, warum Hank starb: Herzinfarkt durch den Stress der Dressurakte, die Hamster gar nicht mögen. Und Charlie hat vergessen, ihnen Wasser zu geben, Hank war dehydriert. Mit einer Bluttransfusion der gesunden Tiere wollte die Ärztin Hank retten. Sie erzählt ausführlich, dass Hamster anfällig für Herzinfarkte sind, weil sie keinen Stress vertragen und deshalb eine geringe Lebenserwartung haben. Alle moralischen Bewertungen und Sympathien der Kinder schlagen binnen Kurzem um. Die Schlussbefragung des Publikums ergibt eindeutig: Der vorher von allen unterstützte Charlie ist kein guter Tierpfleger. In einer knappen Stunde vermitteln Doron und sein Team mit viel Spielwitz, Spaß und Spannung grundlegende Einsichten zum Umgang mit Haustieren und der Verantwortung für die Pets. Das ist didaktisch wie theatralisch überzeugend gelungen. ||

ALARM IM STREICHELZOO
Schauburg | 29., 30. April | 10 Uhr
2. Mai | 18 Uhr | Tickets 089 23337155
www.schauburg.net

Urlaubsleichtigkeit in Zeiten von Corona

In der exklusiv für München kreierten GOP-Show »La Strada« singen Musiker und Artisten das Lied der Straße.

SABINE LEUCHT

Es ist komplett verrückt. Denn obgleich die Einschränkungen des öffentlichen Lebens am Tag der Zweitvorstellung von »La Strada« erst angeklopft haben, wirkt der Abend bereits wie eine Reminiszenz an eine verlorene Welt. Nicht Fellinis melancholisches Meisterwerk gleichen Namens, sondern das bunte Leben der Gaukler und internationalen Straßenkünstler stand für die neue GOP-Produktion Pate, die Kreativdirektor Werner Buss und Regisseur Knut Gminder eigens für München angezettelt haben. Das heißt, »La Strada« zieht nicht wie andere GOP-Eigenkreationen durch alle sieben Spielorte, sondern bleibt an der Isar. Wenn auch bei vorerst verschlossenen Türen. Denn nach wenigen Vorstellungen schoben Corona-Ansteckungsbedenken auch hier den Riegel vor. Dabei böte die Show die beste Substitution für den mangelnden Zugang zu den sonnenbeschienenen Plätzen dieser Stadt – ganz zu schweigen von denen Avignons, Roms oder Barcelonas, wo sich Fahrradkünstler wie der Paradede Franzose Serge Huercio mit seiner gewagten Kunstrad-Comedy, der Turbojongleur Thomas Janke oder die in Paris lebende Katalanin Ariadna tummeln könnten, deren Cyr-Nummer mit langem roten Rock und Armstulpen eine glutvolle Eleganz besitzt.

Vielleicht leuchten die hinter zwei Mauerbögen hervorblitzenden Fotokulissen auch deshalb zu grell, damit sich die Sehnsuchtsplätze-, -flüsse und -städtchen mit ihren Blumen, Lichtreflexen und warm roten Hausfassaden darauf auch nachhaltig in die Sinnessynapsen brennen. Wer weiß schon, wie lange die Urlaubsleichtigkeit, die sie verbreiten, vorhalten muss. Und das Gefühl, eigentlich Teil einer offenen Gesellschaft zu sein.

In »La Strada« wird das Lied der bunt bevölkerten Straße zum Beispiel von Naotos

unglaublichen Minidiabolos gesungen, die der Weltmeister im Jo-Jo-Spiel auf turbulente Weise Gassi führt: Ständig schießen sie irgendwo hervor, scheinen von seinen Händen angesaugt zu werden oder rätselhaft Planetenumlaufbahnen in die Luft zu kritzeln. Tobi van Deisner singt besagtes Lied mit maximaler Lust auf Kommunikation, wobei der Mann, der »Mitleid von ordentlichem Applaus« unterscheiden kann, großzügig selbst bestimmt, was bei ihm ankommt. Der Taucher mit Bart und kompletter Haartracht, den er buchstäblich im Handumdrehen aus einer Reihe von Luftballons bastelt, ist jedenfalls so beeindruckend wie seine Im-Riesenluftballon-verschwinden-Nummer auf irrwitzigste Weise bescheuert.

Den Ton bei »La Strada« aber geben Michi Marchner und Martin Lidl an, die mit ihrer bajuwarischen Gypsy- und Weltmusik wunderbar lässig zwischen Instrumenten switchen und Genres überbrücken, Mal wirkt es so, als würden die Töne geschmeidig auf Beobachtetes reagieren. Dann wieder steht eine düstere Sprechgesang-»Hymne an das Leben« im größtmöglichen Widerspruch zu sich selbst und Julias hyperbeweglicher Luftringnummer über den Wolken. Und geradezu sensationell ist die Melange aus Didgeridoo-Obertönen, afrikanischen Rhythmen und Jodler-Spitzen auf jazzrockiger Unterlage, mit der die beiden die jungen Äthiopierinnen Eyerusalem & Tsion begleiten. Die Mädels bewegen auf ihren flinken Füßen nicht nur eine Menge flacher Kissen, sondern auch einander. Und nebenbei auch die Gemüter, sind sie doch aufgrund von Visa-Schwierigkeiten erst am Abend vor der Premiere nach München gekommen, um zum ersten Mal mit der eigens für sie geschriebenen Musik zu pro-

Die Theatermacher

Mit »Heute kein Indien« stellen Heiko Dietz und Uwe Kosubek im theater ... und so fort einen Abend (auch) über die Tücken des freien Theaters auf die Bühne, der Laune macht.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Ephraim Kishon ist als Theaterautor nicht sonderlich en vogue. Dass das ein Fehler sein könnte, zeigt ein Abend im theater ... und so fort, der aus der Not geboren wurde. Eigentlich wollten Heiko Dietz und Uwe Kosubek ihren Erfolg aus dem letzten Sommer wieder aufnehmen. Da spielten sie als Gäste des Theater Viel Lärm um Nichts in Pasing »Indien«. Jetzt, da das theater ... und so fort wieder eine eigene Spielstätte hat und auch offiziell kein Fitnessstudio mehr ist, wollten sie den Publikumsrenner von Hader und Dorfer wiederaufnehmen. Allein, der Verlag gab die Rechte nicht her, weil schon zwei Tourneetheater das Stück spielten.

Oder hat Dietz sich etwa nicht um die Rechte gekümmert, wie Kosubek ihm in bester Buddy-Komödien-Manier als Running Gag vorwirft? Kann schon passieren, wenn der Theaterleiter ständig Bits, Spax und Glühbirnen im Baumarkt besorgen muss. Also gibt es »Heute kein Indien«, eine satirische Fingerübung über die Tücken der Spielplanplanung (kein Ibsen im November!), das Theaterwesen im Allgemeinen und die Not freier Theater im Besonderen. Sozusagen das Stück zur Seuche. Das konnte bei der Premiere am 12. Februar allerdings so noch niemand ahnen. Ausgegraben hat Dietz Kishons Theatersatire »Kein

Applaus für Podmanitzki«. Jarden Podmanitzki, der Statist mit zwei Sätzen, hält sich für den größten Heroen aller Zeiten und geht im Künstlercafé in Tel Aviv (München hat so was nicht) allen gehörig auf die Nerven. Über die nebensächlichste Nebenrolle ergeht er sich in ausschweifendem Stanislawski-Gefasel. Dietz schmiedet einen herrlich selbstverliebten Podmanitzki in die trostlose Wirtshausabgeschabtheit des »Indien«-Bühnenbildes, während Kosubek versucht, sich auch mal in den Vordergrund zu spielen. Die zwei spiegeln mit Kishons satirischen Vignetten übers Theater auch ihre eigene Wirklichkeit, die möglicherweise nicht so weit entfernt ist von dem irrwitzigen 25-Stunden-Tag eines freien Schauspielers zwischen Hörspiel, Probensaal, Vortrag beim Apothekerverein und zwei Abendvorstellungen. Geschlafen wird nächsten Mittwoch zwischen 15 Uhr und 15.30 Uhr. ||

HEUTE KEIN INDIEN

theater ... und so fort | Hinterbärenbadstr. 2
24., 25., 29., 30. April, 1., 2., 6.–9. Mai
20 Uhr | Tickets: 089 23219877
www.undsofort.de



Jonglieren nicht nur mit Kissen: Eyerusalem & Tsion © GOP Varieté

ben. Kaum zu glauben, wie schnell sich Menschen auf neue Situationen einzustellen vermögen. Und kaum auszuhalten, dass uns der Abend mit Eva Cassidys »What a wonderful world« entlässt: Mit der ein oder anderen verdrückten Träne in die Corona-Isolation. ||

LA STRADA

GOP | Maximilianstr. 47 | 20. April bis 3. Mai
Di bis Do, 20 Uhr, Fr, Sa 17.30 und 21 Uhr, So
14.30 und 18.30 Uhr | Tickets: 089 210288444
www.variete.de/muenchen/

Anzeige

POINT
15.–29.5.2020
MÜNCH-N-R BI-NNAL- F-STIVAL FÜR
N-U-S MUSIKTH-AT-R
NEW
RETURN

Mit Uraufführungen von:
Jani Christou, Óscar Escudero, Beat Furrer,
Ole Hübner, Yair Klartag, Anda Kryeziu,
Barblina Meierhans, Belenish Moreno-Gil,
Olga Neuwirth, Samir Odeh-Tamimi,
Younghi Pagh-Paan, Yoav Pasovsky, Fabià
Santcovsky, Tobias Schick, Cathy van Eck,
Katharina Vogt, Christian Wolff.

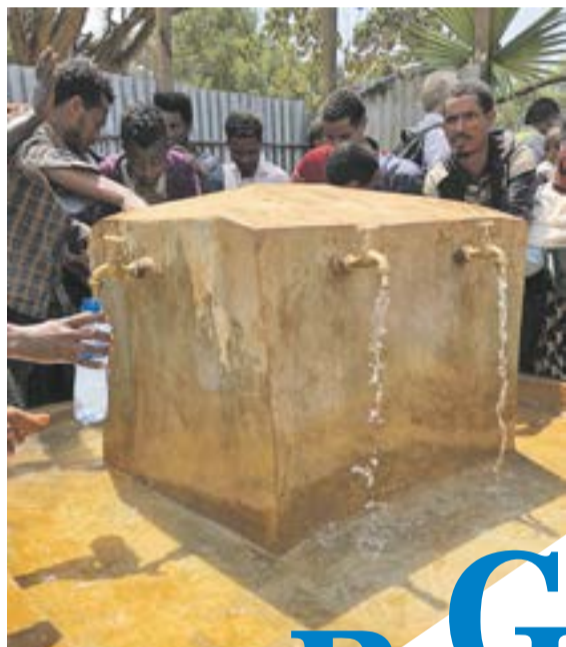
Münchener Biennale – Festival für neues Musiktheater
Künstlerische Leitung: Daniel Ott und Manos Tsangaris
Lothstraße 19, 80797 München, T +49 89-280 56 07
info@muenchenerbiennale.de, www.muenchenerbiennale.de

Kartenverkauf ab 30. März 2020 über
München Ticket: www.muenchenticket.de

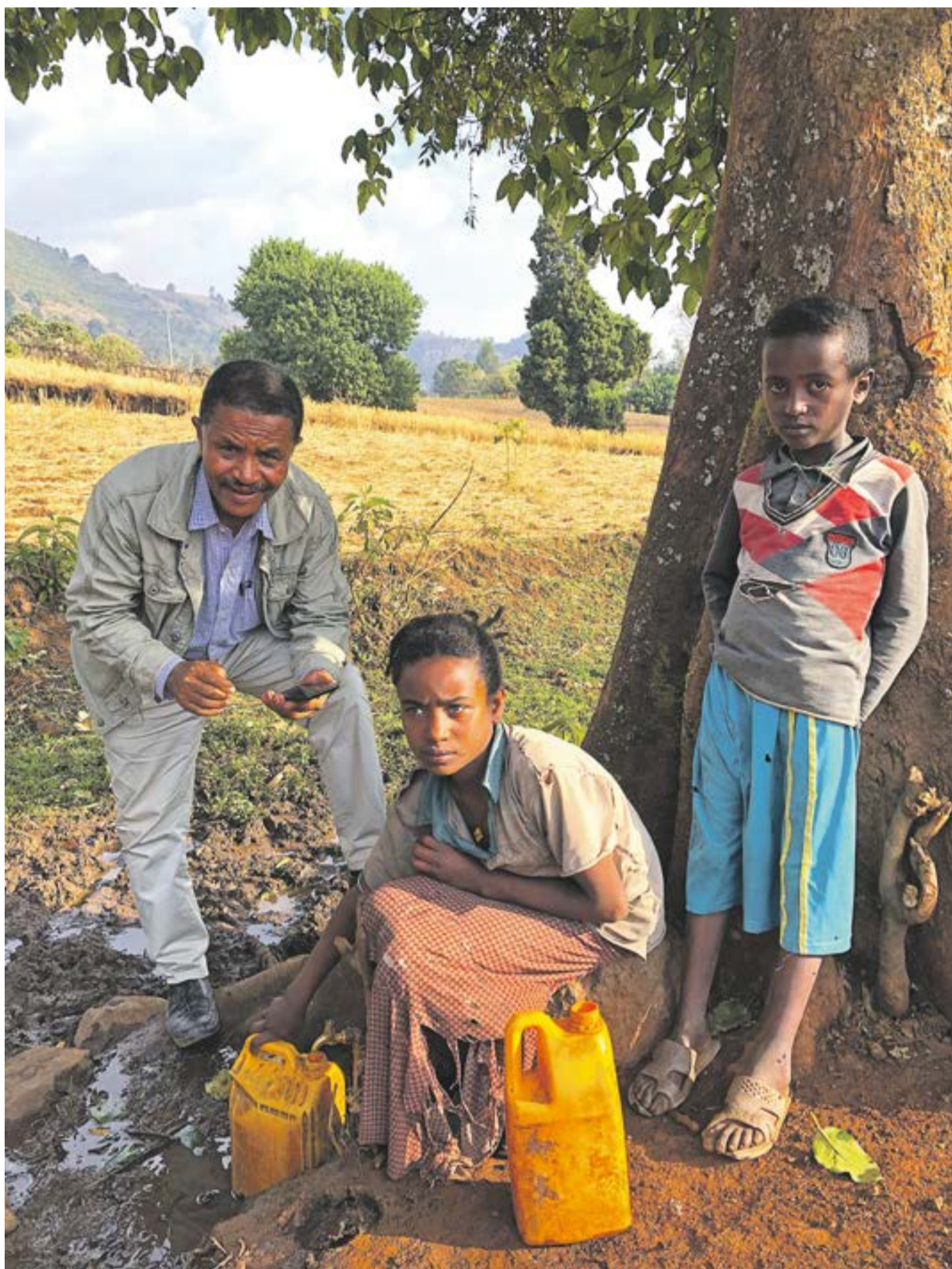
Veranstalter:
Kulturreferat der Landeshauptstadt München
in Zusammenarbeit mit Spielmotor München e.V.

Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

Großer Andrang: Der neue Brunnen in Biilaa hat sechs Wasserhähne



B G O I L A D U E S



Fekadu Aleka an einer seiner Wasser-Zapfstellen | Foto: Christiane Pfauf (3)

Die bayerische WasserStiftung ehrt den Ingenieur Fekadu Aleka in Addis Abeba.

CHRISTIANE PFAUF

Wasser, Leben, Kunst und Kultur sind untrennbar miteinander verwoben, das ist überall auf der Welt gleich. Wo Wasser fließt, treffen sich Menschen, dort findet Austausch statt, entstehen Ideen. Die Verfügbarkeit von sauberem Wasser ist die Grundlage für Freiheit – auch für die Freiheit des Geistes. Die Münchner WasserStiftung setzt sich seit über 20 Jahren dafür ein, dass in wasserarmen Regionen auf der Welt Zugang zu Trinkwasser geschaffen wird. Alle drei Jahre vergibt die Stiftung den mit 5000 Euro dotierten Internationalen Hundertwasser-Preis (benannt nach Friedensreich Hundertwasser, der als Schirmherr die WasserStiftung bei ihrer Gründung unterstützte) an Menschen, die im Bereich der Wasserversorgung Besonderes geleistet haben. Das »Münchner Feuilleton« hat die Mitarbeiter nach Addis Abeba begleitet, wo im Februar der Preis an den Ingenieur Fekadu Aleka verliehen wurde. Dank seines Engagements und dem Bau von Quellfassungen, Brunnen, Rohrleitungen etc. werden auf dem äthiopischen Land inzwischen um die 60 000 Menschen mit Wasser versorgt.

Zum ersten Mal in Afrika, kommt die Autorin aus dem Staunen kaum heraus. Ein Land, dreimal so groß wie Deutschland. 80 Völker mit insgesamt über 107 Mio. Menschen, 80 Sprachen und 200 Dialekten. In Addis Abeba, der Hauptstadt auf 2500 Metern über dem Meeresspiegel, leben doppelt so viele Einwohner wie in Berlin, die Dunkelziffer nicht eingerechnet. Sechsspürige Straßen, Autos, die oft von Klebestreifen

abenteuerlich zusammengehalten werden. Überfüllte Busse, am Straßenrand Obststände, wild zusammengezümmerte Hütten, die Kaufäden und Wohnung sind, umgeben von Hochhäusern, manche fertig, viele im Rohbau, das Baugerüst aus kunstvoll zusammengesteckten Eukalyptusstämmen. Kaum vorstellbar, dass die architektonisch oft anspruchsvollen Projekte größtenteils in Handarbeit errichtet werden. Auf den Lehmstraßen links und rechts der Hauptverkehrsadern staubt es so sehr, dass sich am Ende des Tages das Haar wie Beton anfühlt. Menschen über Menschen, dazwischen Rikschas und Esel.

Vor der Preisverleihung in der Deutschen Botschaft begleiten wir Fekadu eine Woche lang aufs Land, um Wasserzapfstellen und Brunnenanlagen zu besuchen, die er in den letzten 20 Jahren installiert hat. Ein Höhepunkt der Reise ist die Einweihung einer großen neuen Brunnenanlage in Biilaa westlich von Addis Abeba. Durch die verkehrsumtoste Stadt geht es hinaus aufs Land. Fekadu lässt an einem Bananenstand halten, damit unterwegs niemand unterzuckert. Er warnt davor, die am Straßenrand angebotenen Waren zu probieren: die Hygiene! Wasser, Bananen und Eier zum Frühstück, das werden in den nächsten Tagen die wichtigsten Zutaten für den Grundpegel. Den brauchen wir: Wir müssen uns nicht nur an die Höhenmeter gewöhnen, sondern an das Gerümpel, mit dem der Bus über Stock und Stein und um Schlaglöcher herum unterwegs ist. Am

Straßenrand stehen Menschen, die uns neugierig anstarren und winken. Wir schnuppern uns durch Wolken von geröstetem Kaffee. Fekadu erzählt von der Landschaft, durch die wir fahren und wandern. Äthiopien ist ein Land voller Bodenschätze: Von Gold, Tantal und Edelsteinen über Platinmetalle, Kupfer, Chrom, Mangan, Sandstein, Braunkohle, Eisenerz und Pottasche bis hin zu Erdöl und -gas gibt es alles, was ein Land reich machen könnte. Auch an Wasser herrscht in vielen Regionen kein Mangel. Wir laufen über staubige Lehmwege, von 3300 Höhenmetern zum 500 Meter tiefer gelegenen Wonchi-Kratersee. Es duftet nach Eukalyptus und Ginster, nach Erde und dem



Die Reiterstaffel von Bilaa empfängt die WasserStiftung

warmen Fell von Eseln, Ziegen und Rindern, die in einem Kratersee stehen, das wie Hobbittland aussieht. Fekadu erzählt vom Leben in seiner Heimat: Auf der Liste der ärmsten Länder der Welt steht Äthiopien auf Platz 174 von 188. Nur etwa 30 Prozent der Bevölkerung haben Zugang zu elektrischem Strom. Vor allem chinesische Investoren bauen Straßen, die irgendwann maximal halbwegs in der Landschaft liegen bleiben. Eine über 600 Kilometer lange Stromtrasse wurde völlig sinnlos errichtet, weil es keinen Stausee gibt, der die nötige Energie liefern würde.

Flucht nach Deutschland

Und er berichtet von seinen Fluchterfahrungen und seinem späteren Leben in Deutschland: Geboren wurde er 1959, wuchs in Addis auf, fing mit 14 Jahren an, ein politisches Gewissen zu entwickeln. Er wurde Teil der linken Bewegung, die nach dem Ende des Kaiserreichs entstand. Auf die demokratische Bewegung nach der Monarchie folgte eine Militärdiktatur, die nicht nur den jungen Fekadu Aleka in den Widerstand trieb. Er trat der Ethiopian People's Revolution Party bei, die »linker als die DDR« war, wie Fekadu sagt. »Unabhängig vom Ostblock und gegen die USA« war diese junge Opposition positioniert, die eine »gerechte sozialistische Regierung« wollte. »Es gab viele Befreiungsfronten, mit denen wir aber uneinig waren. Ich war Mitglied der Oromo-Bewegung, die später eine demokratische Partei werden sollte, aber die wurde damals so militant, dass ich als Guerilla in den Busch ging. Da gab es einen Liter Wasser am Tag bei 40 Grad Hitze und ein Stück Brot alle drei Tage, in einem Krieg zwischen der Partei und der Regierung.« Diesen Zustand hielt er nicht auf Dauer aus. Fekadu sah nur zwei Möglichkeiten: schweigen oder weggehen. Nach fünf Jahren im bewaffneten Flügel der Partei floh er nach Kenia, machte mithilfe der UNO den Schulabschluss in Mathematik und Englisch und in Mombasa eine Ausbildung zum Schlosser. »In Kenia waren auch viele Flüchtlinge aus Uganda. Nach dem Tod von Idi Amin wurden sie von Kenia wieder zurückgeschickt, da wurde es vielen von uns zu unsicher«, erzählt er. Manche seiner Freunde gingen in die USA, manche nach Norwegen, ein paar nach UK, wenige nach Deutschland. Er war 23 Jahre alt, als er mit Hilfe von Beziehungen in Frankfurt landete. Man möchte ihm stundenlang zuhören, wenn er von seinen Versuchen erzählt, sich mit Fahrplänen, Fahrkarten, seltsamen Fragen von seltsamen Leuten und dem Fremdsein als Grundzustand zu arrangieren. Er lebte zwölf Monate im Sammellager in Rastatt, lernte Deutsch und arbeitete als Schlosser. Mit einem reparierten Sperrmüllfahrrad erkundete er die Umgebung. An der Volkshochschule machte er einen Schreibmaschinenkurs. Obwohl sich die deutsche Politik zunehmend verschärfte, ging sein Asylantrag durch. Er erhielt ein Stipendium des Goethe-Instituts und kam im Januar 1984 nach Murnau. Sein Interesse an deutscher Geschichte und Kultur öffnete ihm manche Tür. »Warum ist ein Land so geworden, wie es ist? Wie sehen die Türschlösser von alten Häusern aus? Wie sind die Kirchen gebaut? Wie ist die Gesellschaft entstanden, vom Mittelalter bis zur Industrialisierung?« Fekadu weiß mehr über Deutschland als die meisten Deutschen. »Besonders interessant fand ich die Verketzung vom Handwerk bis zur Industrie. Da hätte ich gern einiges für Äthiopiern kopiert. Meine Vorstellung von Deutschland als aggressives Land, das zwei Weltkriege hinter sich hatte, musste ich überprüfen und relativieren. Deshalb habe ich mich tief in die deutsche Geschichte versenkt.« Nach dem Deutschkurs in Murnau stellte er einen Antrag auf Studienzulassung. Für die Feststellungsprüfung zur Eignung für Maschinenbau lernte er 18 bis 20 Stunden am Tag, bis er zusammenbrach und im Krankenhaus landete. Er kam in Quarantäne und verpasste den Prüfungstermin. So machte er das Examen ein Jahr später und begann das Studium in Karlsruhe. Um Geld zu verdienen, arbeitete er parallel als Dreher und in verschiedenen Jobs. Dieses Geld schickte er an bedürftige Mitflüchtlinge. »Das war ein

Gebot der Moral, dass wir uns halfen.« Sein Studium dauerte »sechs Jahre, vier Monate und 14 Tage«, dann hatte er 1993 sein Diplom in der Tasche.

Äthiopien mitgestalten

In Äthiopien hatte inzwischen ein Machtwechsel stattgefunden. Inzwischen deutscher Staatsbürger, kehrte Fekadu 1994 erstmals wieder in sein Heimatland zurück und arbeitete für verschiedene NGOs in der Entwicklungshilfe. Bis 1996 pendelte er zwischen Deutschland und Äthiopien. Dann blieb er. »Ich wollte das neue Äthiopien mitgestalten! Alles andere wäre Verrat gewesen, an den Prinzipien, für die viele Freunde gestorben waren.« Bald stellte er fest, dass sein Wirkungsbereich die Wasserversorgung war. »Der Ausgleich zwischen materieller, sozialer und ökologischer Bedarfslage war noch nicht gegeben. Ich musste ständig nachweisen, dass ich keiner politischen Gruppierung angehörte. Das erschwerte meine Arbeit.« 2006 gründete er seine eigene Organisation Environmentalists Development Association – Ethiopia (EDA-E) und ein Wasserschutzgebiet bei Mutulu, 2007 wurden dort große Flächen aufgeforstet – »das schon gemeinsam mit der WasserStiftung«, erinnert er sich. Die Zusammenarbeit ging weiter: Er installierte Wasserklosetts, kümmerte sich um energiesparende, waldschonende Bauweisen und verfolgte integrative Ansätze: »Wasserversorgung hat mit Wald-, Erosions- und Grundwasserschutz zu tun und auch mit dem Schutz von Frauen und Kindern. Wenn das Wasser in der Nähe oder gar im eigenen Haus verfügbar ist, müssen Frauen und Kinder keine langen Strecken zurücklegen, auf denen alles Mögliche passieren kann. In der Zeit können sie die Schule besuchen. Wer sauberes Wasser hat, wird seltener krank. Wer gesund ist, arbeitet mehr, kann mehr lernen, lebt sicherer. Wasser ist Bildung, Gesundheit, Zukunft«, erklärt Fekadu. Die Notwendigkeit des Wasserbaus leuchtet den meisten Verantwortlichen und Partnern leicht ein: »Jeder braucht Wasser.« Äthiopien ist bis auf bestimmte Gegenden kein wasserarmes Land, aber was fehlt, ist der Zugang. Fekadu Aleka hat sich darauf spezialisiert, Wasser zu »fassen«, damit es möglichst vielen Menschen zufließen kann. »Manche glauben, dass das Wasser weniger wird, wenn man es kanalisiert. Dem begegnen wir, indem wir mit kleinem Geld Reisen zu Angehörigen unterstützen, damit die Skeptiker vor Ort sehen, dass der Wasserfluss für alle gut ist, nicht nur für ein paar Glückspilze.« Zurzeit sind zehn Millionen Äthiopiern auf Nahrungsmittelhilfe angewiesen. »Wer Hunger hat, hat keine Energie zum Lernen. Wer wenig weiß, ist leicht manipulierbar. Und wenn jemand Widerstand leistet, kauft man ihn mit Wohlstand. Demokratie braucht Zeit und ist immer elitär.« Umso relevanter für die gesellschaftliche Entwicklung ist die Wasserversorgung, auch wenn Fekadu betont, die Wasserarbeit sei »total unpolitisch«. »Wasser ist Leben. Und deshalb für alle da.« Was der Hundertwasser-Preis für ihn bedeutet? »Vielleicht hilft er, mehr Geld für die Projekte zu akquirieren. Ich brauche keine Belohnung für meine Arbeit, aber natürlich ist der Preis eine schöne Motivation.«

Hierarchien hinterfragen, Privilegien teilen

Dass der Internationale Hundertwasser-Preis erstmals im Land des Preisträgers verliehen wird, schafft eine größere Aufmerksamkeit. Der Empfang in der deutschen Botschaft ist ein Event nicht nur für Fekadu Aleka, sondern auch für die Vertreter der äthiopischen Wasserversorgung. Sie haben Gelegenheit, mit Martin Grambow vom bayerischen Umweltministerium ins Gespräch zu kommen, mit Landsleuten aus der Verwaltung, mit internationalen Unterstützern aus Wirtschaft und Industrie. Um die Projekte zu ermöglichen, bedarf es starker Netzwerke. Die deutsche Botschafterin Britta Wagener bestätigt: »Wir sind sehr erfreut über solche Kooperationen und immer gern bereit, solche Zusammenarbeit zu fördern.« Deutschland hat seit über 100 Jahren eine ständige Vertretung in Äthiopien. Wagener sieht in der neuen Regierung von Friedensnobelpreisträger Abiy Ahmed Ali großes Potenzial: »Da zeichnet sich ein rasanter Reformprozess ab. Wir erleben gerade, wie sich manches öffnet: die Zulassung der Opposition, ein neues Wahlgesetz, die Antiterrorgesetzreform, Verbesserungen für Investoren. Aber man muss realistisch sagen: Es liegt noch ein langer Weg vor dem Land.« NGOs wie die WasserStiftung sind dabei unverzichtbare Partner bei der Unterstützung des Reformprozesses und bei der demokratischen Entwicklung: »70 Prozent der Äthiopiern sind unter 30 Jahre alt. Deshalb müssen wir gemeinsam Wege finden, die Leute im Land zu halten.« Fluchtursachen verhindern, das ist ein Hauptgrund für viele humanitäre Engagements aus den reichen Ländern. Markus Söder hat 2019 ein bayerisches Afrikabüro in Addis eröffnet, als »Anlaufpunkt und Drehscheibe für den Kontakt mit Afrika«. Woher rührt das bayerische Engagement in einem der ärmsten Länder der Welt? »Alles, was hier verpasst wird und hier an Fehlern gemacht wird, betrifft irgendwann Europa«, sagte Söder. Es geht nicht nur um Entwicklungsarbeit, sondern vor allem um Entwicklungszusammenarbeit.

Nach einer Woche hat man viele Perspektiven erlebt und verstanden: Hilfe zur Selbsthilfe ist eine moralische Verpflichtung und eine humanitäre Notwendigkeit. Dabei müssen Hierarchien hinterfragt, Privilegien geteilt werden. Im Fall der Wasserversorgungsprojekte und ihrer Folgemaßnahmen findet die Entwicklungszusammenarbeit auf Augenhöhe und gemeinsam mit den Einheimischen statt. Aus europäischer Sicht kann man von den Äthiopiern viel lernen: neugierige Freundlichkeit dem Gast gegenüber, Geduld und Humor. Und nicht zuletzt den aufrechten Gang. ||

Kraft der Bohne

Als Model wurde Sara Nuru bekannt. Als Unternehmerin hilft sie inzwischen Menschen. Mit »Roots« skizziert sie den Weg dorthin.



Sara Nuru | Foto: Ralf Dombrowski

RALF DOMBROWSKI

Ostafrika hat seine eigene Epidemie. Seit 2018 erleben die Grenzregion von Jemen, Oman und Saudi-Arabien, überhaupt die südliche arabische Halbinsel, aber auch große Gebiete in Kenia und Äthiopien ungewöhnlich intensive Regenphasen. Das wiederum begünstigt die Brut von Wanderheuschrecken, deren Populationen inzwischen stellenweise flächenmäßig die Ausdehnung des Saarlandes erreichen. Wo sie entlangziehen, herrscht Kahlschlag, gefolgt von Ernteausfällen, Hunger, Armut. Umso wichtiger ist es, dass Menschen es gelernt haben, sich kleinteilig zu organisieren, womöglich eigene Miniatur-Unternehmen haben, die es ihnen ermöglichen, finanziell die Dürren zu überbrücken. Der Verein nuruWomen unterstützt Frauen in Äthiopien seit 2018 in kleinem Umfang mit Mini-Krediten. Das Kapital dafür erwirtschaftet er mit nuruCoffee, gegründet im Jahr zuvor, einem fair agierenden Mikro-Kaffeeanbieter, den Sara Nuru und ein paar Gleichgesinnte ins Leben gerufen haben. Üblicherweise verdient die junge Chefin ihr Geld als Model und schon ist man mitten in einer Lebensgeschichte, die die Autobiografie »Roots« umreißt.

Es ist eine Erfolgsstory der Kontraste, die zum Beispiel im bayerischen Erding spielt, wo Sara Nuru als Tochter äthiopischer Eltern geboren wird und einen Teil ihrer Kindheit verbringt. Sie führt nach München, zu absurden Stationen wie dem Massen-Casting für »Germany's Next Topmodel«, zu noch realitätsentrückteren Stationen im Profibusiness der Schönheitsindustrie, dann aber zurück ins Innere der Autorin, in ihre Auseinandersetzungen mit der eigenen kulturellen Identität, zum Bedürfnis, sich für NGOs wie Menschen für Menschen zu engagieren und letztlich eigene Unternehmen und Vereine zu gründen, mit denen sie ihre Kompetenz in ihre zweite Heimat tragen kann. Die erste Ebene ist die der eigentlichen Geschichte, die zweite aber die der Struktur im Hintergrund. Da geht es um die Sichtbarkeit einer jungen Frau mit afrikanischen Wurzeln in einer Gesellschaft mit postkolonialen Denk- und Handlungserbe. Es geht um Selbstbewusstsein, etwas bewegen zu können, Menschen zu motivieren. »Roots – Wie ich meine Wurzeln fand und der Kaffee mein Leben veränderte« hat keinen Anspruch, Literatur sein zu wollen. Doch es zeigt, wie man/frau es schafft, aktiv zu werden, Muster zu verlassen, ohne sie zerstören zu müssen. Und nebenbei lernt man auch noch eine Menge über Kaffee und dessen Wege in die Welt. ||

SARA NURU: ROOTS. WIE ICH MEINE WURZELN FAND UND DER KAFFEE MEIN LEBEN VERÄNDERTE.
Goldmann, 2019 | 272 Seiten | 14 Euro



© cp

Vier Frauen

CHRISTIANE PFAU

Wir hielten in einem Dorf an der Straße, um eine Brunnenanlage von Fekadu Aleka auf dem äthiopischen Land zu besichtigen. Kaum stoppte der Bus, waren wir umringt von Kindern und Jugendlichen, Frauen und Männern, die uns lachend begrüßten, stolz ihre Englischkenntnisse auspackten und uns anstauten wie wir sie. Sie riefen »Hello« und »Welcome in Ethiopia«, und irgendwann war dann auch, immer von Kindern und Jugendlichen und mehr oder weniger fordernd, das Wort »Money« zu vernehmen. Helle Haut steht für Reichtum, damit muss der Besucher umgehen. Die Freude über die Begegnungen mischt sich mit Verwirrung und zwischen- durch auch einem tiefen Unwohlsein: Man

findet sich auf einem Sockel wieder, auf dem man nach eigenem Ermessen definitiv nichts verloren hat.

Umso wichtiger sind die Blicke, denen man nicht nur ausgesetzt ist, sondern die man auf sich ruhen lassen und erwidern darf. Abwartend, neugierig, wohlwollend, selbstbewusst, geradeheraus, amüsiert: all das ließ sich aus den Gesichtern der vier Frauen herauslesen, die innehielten, die Besucher beobachteten und sich völlig entspannt, unpräntiös, ohne jegliches Posing vor die Kamera stellten. Pure, konzentrierte Präsenz. Wie gern hätte ich gefragt, hätten wir mehr Zeit und eine gemeinsame Sprache gehabt: Wer seid Ihr? Wie heißt Ihr? Erzählt mir von Euch, von

Eurem Leben, Euren Eltern und Kindern. Wovon träumt Ihr? Die vier Frauen in der Abendsonne waren überwältigend in ihrer Schönheit. In Kleidern, die Dries van Noten nicht besser hätte entwerfen können. Seit ich Euch gesehen habe, und immer, wenn ich an Euch denke, strecke ich den Rücken durch und halte meinen Kopf gerader. So – so stelle ich es mir wenigstens vor – kann ich Euch ein kleines bisschen herzaubern und mich dorthin, mitten in diese duftende, sanfte, saftige Landschaft. Ich erinnere mich so gern an Euch, gerade jetzt, hier, so weit entfernt von der Realität, die vor ein paar Wochen noch galt. Der Virus ist inzwischen auch in Äthiopien angekommen. ||



Manos Tsangaris und Daniel Ott | © smailovic

Blick nach vorn

Die Münchener Biennale bietet der Krise die Stirn und organisiert das Festival unter dem Motto »The Point Of NEW Return« experimentell, dezentral, dynamisch.

ANNA SCHÜRMER

Die Zukunft hat schon einmal bessere Zeiten erlebt. Schon seit geraumer Zeit sorgen Klimawandel, Migration und neue Rechte für pessimistische Prognosen. Nun hat die Corona-Pandemie nicht nur, aber auch das Kulturleben lahmgelegt. In der aktuellen Situation beweisen Manos Tsangaris und Daniel Ott, die Programmacher der Münchener Biennale, wie die unbeugsamen Gallier Mut und Köpfchen – anstatt die anstehenden Veranstaltungen einfach abzusagen, planen sie eine dynamische und dezentrale Version ihres Festivals für neues Musiktheater.

Tatsächlich pflegen die Avantgarden schon qua nomen einen positiven Zukunftsbezug: Mit Verve eilen die künstlerischen Vorreiter voraus und erforschen sozioästhetische Utopien. In diesem Kontext ist auch das Motto der Münchener Biennale für neues Musiktheater 2020 zu verstehen, der dritten Ausgabe unter Federführung von Manos Tsangaris und Daniel Ott, deren Themensetzung unter den gegenwärtigen Ereignissen fast prophetisch anmutet – »The Point of NEW return«: Obwohl »in diesen Tagen [...] eine hoffnungsvolle Aussicht bezüglich der Zukunft unserer Weltgemeinschaft [...] skeptisch bis mitleidvoll beäugt« wird, beschwören die Programmacher in ihrer Annotation des Festivals die positive Kraft der Künste; gerade wegen »der Erosion sämtlicher existierender Gesellschaftsverträge« imaginieren sie

eine optimistische Zukunftsmusik. Während das »Kapitel Menschheit [...] auf den letzten Seiten angekommen zu sein« scheint, glauben Ott und Tsangaris an »eine sehr besondere Fähigkeit des homo sapiens« – nämlich die »viele Jahrtausende umfassenden Errungenschaften im Bereich künstlerischen Erfindens« und messen insbesondere dem Musiktheater »gesellschaftspolitische Bedeutung« bei.

In der jetzigen Krise erfährt dieser Anspruch eine Aktualisierung. Manch ein »NEW Return« – ein Wendepunkt also, der zu Umkehr, Umkehr und vielleicht auch Rückkehr einlädt und Einsichten, Durchsichten, Vorsichten sowie Nachsichten einfordert – ergibt sich schneller als gedacht. Anstatt die Flinte in Hörweite der Corona-Pandemie ins Korn zu werfen, wollen Manos Tsangaris und Daniel Ott mit der Dynamisierung ihres Festivals Verantwortung übernehmen, für die Mitwirkenden der Münchener Biennale, aber auch für die Kunstform Musiktheater: »Dank der Stadt München können wir diese neue Situation produktiv angehen, unser Motto unter realen Bedingungen erproben und den Anspruch der Biennale als musikdramatisches Zukunftslabor unter Beweis stellen.« Die Münchener Biennale für neues Musiktheater findet also statt – aber anders als gewohnt, als örtlich und zeitlich flexibel gestaltetes »dynamisches Festival«.

Das bedeutet: 1. »Uraufführungen, die nicht im Mai 2020 in München herauskommen können, werden andernorts oder zu anderer Zeit Premiere haben.« Hier spielt der Biennale ihre dezentrale Anlage mit ihren verteilten Spielstätten und Produktionsformen in die Karten – wenn eine Produktion nicht im Mai in München stattfinden kann, machen eben Partnerinstitutionen wie das Staatstheater Braunschweig, die Oper Halle oder Wien Modern den Anfang.

2. »Wir planen, im Mai 2020 das Biennale-Programmbuch zu veröffentlichen, um das gesamte Festival konzeptuell vorzustellen.« Als ob die Festivalmacher die derzeitige Situation vorausgesehen hätten, enthält das Programmbuch nichts Praktisches zu den Produktionen, sondern bildet mit Ausschnitten aus Partituren und Begleittexten sozusagen den konzeptuellen Rahmen der Münchener Biennale, es ist ein Dialog der Produktionen zwischen zwei Buchdeckeln.

3. »Thema und Geist sollen im ›Salon des Wunders und der Sichten‹ als verbindendes Element über längere Zeit hinweg an verschiedenen Orten zugespitzt und immer auch live gestreamt werden.« Die diskursive Plattform der diesjährigen Münchener Biennale wird also zum Nervenpunkt des Festivals, bei dem nicht nur künstlerische Einsichten, sondern auch die aktuellen Ereignisse reflektiert werden.

4. »Auf künstlerischer Ebene werden neue Wege der Übersetzung gesucht.« So sollen einige Produktionen zunächst mit alternativen Mitteln realisiert werden – etwa als Hörspiel oder Videoverision – bevor sie später wie geplant auf der Bühne gezeigt werden, denn: »Grundsätzlich kann die Lösung kein einfacher Eins-zu-Eins-Stream sein – zum Musiktheater gehört leibliche Präsenz.«

Und auch mit Blick auf die Corona-Krise wagt Daniel Ott einen zukunftsoptimistischen Blick: »Wenn das entschlossene Handeln der Politik auch in der Klimakrise oder gegen Fremdenhass erfolgt, sehe ich positiv in die Zukunft.« Es müsse aber auch weitere »New Returns« geben, fügt Manos Tsangaris hinzu: »Etwa im Kulturleben, das zeigt die momentane Situation, gilt es einiges zu überprüfen.« Dank der dynamischen Dezentralisierung des Festivals ist immerhin die Existenz der bei der Münchener Biennale für neues Musiktheater beteiligten Künstler*innen gesichert. ||

**MÜNCHENER BIENNALE –
FESTIVAL FÜR NEUES MUSIKTHEATER**
In Progress | 15. – 29. Mai
verschiedene Zeiten | Tickets: in progress
www.muenchener-biennale.de

Unbeschreiblich weiblich

Vier grandiose Streichquartette. Hoffentlich bald wieder live – bis dahin lohnt es, ihrer Musik hinterherzugogeln.

KLAUS KALCHSCHMID

Überall schießen sie aus dem Boden, die jungen, hervorragenden Streichquartett-Formationen! Gab es vor zwei Jahrzehnten grad mal eine Handvoll exzellenter Ensembles in dieser Königsgattung der Kammermusik, ist die Lage heute kaum mehr überschaubar und nicht nur das: Ob Quatuor Akilone und Quatuor Zaïde aus Frankreich, das deutsche Klenke Quartett und Rusquartet aus Moskau – die vier Streichquartette, die heuer dem Virus geschuldet statt des Ickinger Frühlings womöglich einen Ickinger Herbst bestreiten, sind bis auf einen Hahn im Korb rein weiblich besetzt. Auch wenn das eigentlich kein Thema sein sollte, ist es doch bemerkenswert, denn selbst wenn immer häufiger Quartette paritätisch gemischt sind, gibt es doch oft die Boygroup, aber eher selten eine reine Mädelsgruppe, was sich dann schon mal, wie beim Klenke Quartett, auch in der Programmauswahl bemerkbar macht.

So haben Annegret Klenke, Beate Hartmann, Yvonne Uhle und Ruth Kaltenhäuser gleich zwei Werke von Komponistinnen im Programm: Emilie Mayers »Streichquartett g-moll op. 14« von 1858 und Germaine Taille-

ferres »Streichquartett« von 1918. So flirrend charmant und aufregend, ebenso subtil wie in die Tiefe lotend, aber selten die Extreme ausreizend sie Mozart spielen können, klingt auch das gut halbstündige neunte und letzte Streichquartett von Emilie Mayer. Brahms'sche Intensität paart sich da mit frühromantischer Eleganz, fein und facettenreich ausgearbeitet ist der umfangreiche erste Satz, innig ausdrucksvoll und doch immer luzid schwebend das »Adagio con molto espressione«. Nur zehn Minuten dauert Tailleferres dreisätziges, stark an Debussy angelehntes, aber durchaus originelles Werk.

Konkurrenzdenken ist den beiden französischen Quartetten bei diesem Festival wohl fremd, sonst würden sich kaum gleich beim ersten Konzert Emeline Concé, Elise De-Ben-

delac, Tess Joly und Lucie Mercat von Quatuor Akilone, mit Bratsche (Sarah Chenaf) und Cello (Juliette Salmona) vom Quatuor Zaïde zum zweiten »Sextett G-Dur op. 36« von Johannes Brahms zusammenfinden, das dieser im Alter von 31 Jahren komponierte, bevor er sich ein Jahrzehnt später an seine erste Symphonie traute. Beide Quartette spielen am Sonntag gemeinsam Felix Mendelssohns »Oktett Es-Dur op.20.« Was für eine schöne Klammer eines solchen kleinen, feinen Festivals an der Peripherie Münchens! Während die Akilones, was italienisch so viel heißt wie Drachenquartett, immerhin neben Schuberts Quartettsatz den Landsmann Fauré im Gepäck haben, konzentrieren sich die Damen vom Quatuor Zaïde, die auch fulminant Haydns eher unbekanntes op. 50 spielen können, ganz auf die Hochromantik und ebenfalls auf zwei Komponistinnen: Felix' Schwester Fanny sowie Clara Schumann mit deren »(Klavier-)Variationen« über ein Thema ihres Gatten Robert, hier in einer Quartettbearbeitung von Eric Mouret. Fanny Mendelssohns »Es-Dur-Quartett« entstand zwischen dem frühen Klavierquartett und dem reifen Klaviertrio und überrascht mit einer ungewöhnlichen Satzfolge: Einem Ada-

gio folgt ein kurzes Scherzo, mit der Romanze wieder ein langsamer Satz, bevor ein sehr schnelles Finale dieses kleine Meisterwerk von 1834 beschließt, das dem zweiten, kurz zuvor vollendeten Quartett ihres Bruder an Qualität und musikalischem Reichtum nicht nachsteht.

Wie es sich für ein russisches Quartett-Ensemble gehört, haben Xenia Gamaris, Anna Yanchishina, Ksenia Zhuleva und Peter Karetnikov von Rusquartet die drei Werke Peter Tschaikowskys für ihre Besetzung mehr als muster-gültig, ja aufregend eingespielt, das große zweite »Quartett F-Dur op. 22« musizieren sie als leidenschaftlich glühende Musik und beenden damit auch ihr Programm in Icking. Es beginnt mit Beethovens berühmtem, viel gespieltem dritten Werk aus den »Rasumowsky-Quartetten op. 59« und präsentiert in der Mitte Lera Auerbachs »Primera Luz«. Sechs weniger religiöse »Gebete« sind das, die eine Seele auf der Suche nach Antworten und den harten, aber ehrlichen Blick ins eigene Herz hörbar machen. ||

7. ICKINGER FRÜHLING – VERSCHOBEN
Icking | Ersatztermin in Arbeit | Tickets:
08178 7554 | www.klangwelt-klassik.de



Quatuor Zaïde | © Jeremy Sangare

Anzeige

BALLETT FESTWOCHE 23. - 31. MAI 2020

RATMANSKY / DAWSON / EYAL
Alexei Ratmansky Bilder einer Ausstellung
David Dawson Affairs of the Heart
Sharon Eyal Bedroom Folk

23.5. / 25.5.
PREMIERE

LIVE-STREAM AM 23.5. AUF
WWW.STAATSOPER.TV

<p>ALICE IM WUNDERLAND Choreographie <i>Christopher Wheeldon</i> 26.5.</p>	<p>SCHWANENSEE Choreographie <i>Ray Barra,</i> <i>Marius Petipa, Lew Iwanow</i> 29.5.</p>
<p>COPPÉLIA Choreographie <i>Roland Petit</i> 27.5.</p>	<p>SPARTACUS Choreographie <i>Yuri Grigorovich</i> 30.5.</p>
<p>JEWELS Choreographie <i>George Balanchine</i> 28.5.</p>	<p>DIE KAMELIENDAME Choreographie <i>John Neumeier</i> 31.5.</p>

Infos / Tickets T +49.(0)89.21 85 19 20 www.staatsballett.de

Der greifbare Mythos

Die Performerin Marina Abramović widmet sich der Sängerin Maria Callas. Und weil das Virus es so will: mit einer Staatsopern-Premiere online.

WOLF-DIETER PETER

Ein Jubelsturm ist jetzt schon gewiss: in der PR-Agentur von Marina Abramović – über den praktisch ohne eigenen Arbeitsaufwand kostenlos und weltweit zugänglichen Auftritt ihres Stars auf der Bühne »eines der besten Opernhäuser der Welt«. Am 11. April hätte auf www.staatsoper.tv ab 19 Uhr live übertragen werden sollen, was im Nationaltheater für 243 Euro abwärts auf der Bühne zu erleben gewesen wäre, wenn das Virus dem Ganzen nicht die Hype-Krone entrissen hätte: die Auseinandersetzung der weltweit gefeierten Performerin Abramović mit der zum »Mythos« gewordenen Ausnahmekünstlerin Maria Callas. Die ist zwar im Laufe ihrer kometenhaften Karriere viel mehr als sieben Bühnentode gestorben, hat eine Ehe und die Jetset-Beziehung zu Aristoteles Onassis samt Abtreibung des gemeinsamen Kindes überstanden und ist nur 53-jährig trotz eines weltumspannenden Verehrer- und Freundeskreises 1977 vereinsamt in ihrem Pariser Apartment gestorben.

Schon in ihrem Buch von 2016 hat Abramović sich mit der Ausnahmesängerin befasst und dies bis zum Satz: »Ich identifizierte mich sehr stark mit ihr« vorangetrieben. Daraus ist ein Multimediaprojekt erwachsen. Abramović wird kurz die dramatische Situation erklären, ehe sieben Sängerinnen in Kostümen von Riccardo Tisei unter Leitung von Yoel Gamzon je eine Arie aus »Carmen«, »Tosca«, »Otello«, »Lucia di Lammermoor«, »Norma«, »Butterfly« und »La Traviata« kon-

zertant singen. Der serbische Komponist Marco Nikodijevic hat dazu musikalische Übergänge komponiert. In einem von Petter Skavlan und ihr selbst geschriebenen Drehbuch spielt Abramović mit Willem Dafoe die verschiedenen Tode der sieben Opernheldinnen in einem Film von Nabil Elderkin nach: Erdolchen, Todessprung, Erwürgen, Mord im Wahnsinn, Selbstverbrennung, Selbstmord, tödliche Krankheit, und als Liveperformance wird Abramović dann als achte Todesart den Herzinfarkt der vereinsamten Diva anfügen.

All das war bislang als Welttourneeprojekt geplant, sollte zwischen Londons Covent Garden und einem antiken griechischen Theater an vielen Orten zur Aufführung kommen. Nicht nur all das ist durch die virale Limitierung allen öffentlichen Lebens in Frage gestellt. Es bleibt auch die Frage, ob das ganze Projekt nicht eher in ein Festival der Kunstexperimente gehört. Doch was bislang im für viele furchterregend großen Operntempel zu elitär ausgrenzenden Preisen zu erleben gewesen wäre, kann nun zwischen Grönland und Neuseeland lediglich zum Stromtarif erlebt werden. Plötzlich ein Hauch von Hochkultur-Demokratie, mit ein bisschen viel Kunstblut und Bühnentod. ||

MARINA ABRAMOVIĆ – 7 DEATHS OF MARIA CALLAS
Online-Premiere verschoben
www.staatsoper.tv

Hoffentlich nicht im Regen

Inzwischen kennt man ihn auch als Sänger, Liedermacher, Organisator. Aber ursprünglich ist Stefan Noelle Trommler mit profundem Swing. Porträt eines Vielbegabten.

JÜRGEN MOISES

Eigentlich lief es bisher prächtig für Stefan Noelle. Das erste Halbjahr war gut ausgebucht. Außerdem sollte der Münchner Musiker am 26. März im Vereinsheim seit Langem mal wieder mit einem Bassisten auf der Bühne stehen: mit Wilbert Pepper, der vor zwei Jahren der Liebe wegen von Venezuela hierher zog. »Ein wahnsinnig toller, eigentlich klassischer Orchestermusiker«, so Noelle, »der in Caracas in diesem berühmten Orchester war, das quasi nur aus Ghettokids besteht.« Mitschneiden wollte Noelle das Konzert ebenfalls, und auf all das hatte er sich, erzählt der 54-Jährige am Telefon, sehr gefreut. Aber dann kam Corona, und plötzlich flogen ihm zwölf Konzerte um die Ohren. Die Folge: ein Verlust im vierstelligen Bereich. Sollte das Veranstaltungsverbot auch noch im Mai und Juni gelten, könnte es schnell fünfstellig und damit »existenziell« werden.

Die »gute« Nachricht: Die anstehenden Osterferien wären eh eine »Saure-Gurken-Zeit« gewesen. Deswegen hatte Noelle, der seit mehr als 30 Jahren als Jazzschlagzeuger



Stefan Noelle | © Lena Semmelroggen

und seit 1991 mit Alex Haas als Duo Unsere Lieblinge unterwegs ist, da eh die Arbeit an einem neuen Album und einem Video eingeplant. Zudem werde er, sagt er, für Kollegen im Studio etwas einspielen, und all das könne er nun noch ein bisschen konzentrierter angehen. Trotzdem macht er sich wie alle Sorgen, hat schon früh die Onlinepetition »Hilfen für Freiberufler und Künstler während des #Corona-Shutdowns« unterschrieben.

auch wenn er sehr skeptisch ist, dass das etwas bewirkt. »Letztlich wird es wieder so laufen: Die Großen, die »too big too fail« sind, die wird der Staat irgendwie schützen, und wir Kleinen, die im Rahmen der sehr kleinteilig organisierten Kreativwirtschaft ja auch irgendwie zum Bruttosozialprodukt beitragen, wir werden durchs Raster fallen.«

»Das wird noch spannend«, kann Noelle ansonsten bloß noch dazu sagen, und nach

einem möglichen Nebenjob gefragt, fällt ihm, mit einem Lachen in der Stimme, nur Spargelerntehelfer ein. Da blitzt der sehr sympathische Humor auf, wie er für Unsere Lieblinge teilweise typisch war und ist, und wie er auch beim Liedermacher Noelle immer wieder durchscheint. Etwa wenn er sich über das Älterwerden oder Hundebesitzer lustig macht und sich dabei ganz selbstverständlich selbst mit ins Visier nimmt. Nachhören kann man das auf dem 2016 erschienenen Album »Meinetwegen im Regen«, das tatsächlich das Debüt von Noelle als Sänger, Gitarrist und Komponist ist. Denn als Schlagzeuger gehört er zu den umtriebigen Musikern in München. Als Songwriter hatte er seine Ideen aber viele Jahre lang nur in der Schublade gebunkert.

Wieso? Weil »der Weg von der einen schönen Idee bis zu einem fertigen Lied« richtige Arbeit sein kann. Besonders, so Noelle, wenn man wie er in der »sperrigen Sprache« Deutsch textet, bei der, etwa im Gegensatz zum Englischen, wahnsinnig viele Wörter »auf schwachen Silben enden«. Dass man seinen Liedern diese Arbeit nicht anhört, auch nicht, dass bis zu 17 Akkorde darin stecken können: Das zeigt die Kunst des Liedermachers Noelle, der übrigens seit Jahren auch die Jazzkonzertreihe »Be My Guest« (Studio Ackermann und Kulturbühne Spagat) sowie die Liedermacherreihe »Lied zum Sonntag« (Drossel & Zehner) kuratiert. Auch das wird mit ins neue Album einfließen, weil Noelle jedes Lied mit verschiedenen Gästen wie Quadro Nuevo oder dem »E-Bass-Urgestein« Wolfgang Schmid einspielen will. Ein paar neue Stücke wollte er bereits mit Max Braun (Bassklarinette, Altflöte), Adrian Reiter (E-Gitarre) und Wilbert Pepper im Vereinsheim präsentieren. Und, so Corona will, wird er das dort nun am 16. Juni nachholen. ||

STEFAN NOELLE

Vereinsheim | Occamstr. 8 | 16. Juni | 20 Uhr
Tickets: 089 344974 | www.vereinsheim.net



KLAUS VON SECKENDORFF

Eigentlich wäre zu erwarten, dass die Exzesse des vor allem frühen Free Jazz bei seinen Interpreten im Alter unerbittlich Tribut fordern. Wenn man sich aber Vertreter der Kraftakt-Zunft der Schlagzeuger wie Han Bennink (78) und Günter »Baby« Sommer (76) anschaut, strotzen ausgerechnet sie vor Energie und Freude am Zusammenspiel mit jungen Wilden. Der Berserker Yosuke Yamashita ist leider ins musikalisch Belanglose abgedriftet, Aki Takase

Ein bisschen schräg

Die Pianistin Aki Takase präsentiert ihr Japanic-Projekt auf CD und, so Corona will, auch in der Unterfahrt.

hingegen, ebenfalls aus der freien Szene Japans stammend und seit 1986 in Berlin lebend, ist mit 72 Lebensjahren derzeit in Bestform. Bleibt zu erwähnen, das sie mit einem weiteren Veteranen des freien Jazzklavierspiels verheiratet ist, mit Alexander von Schlippenbach, dessen Sohn Vincent wiederum unter dem Namen DJ Illvibe die Dancehall-Reggae-Mixtur der Berliner Band Seeed aufzumischen pflegte, aber auch seinen Eltern zuweilen scratchend und sampelnd in die Parade fährt.

Damit passt er gut zu Stiefmamas aktuellem Project Japanic, nicht zuletzt, weil einige Tracks der CD »Thema Prima« die Musik des Avantgardekomponisten Conlon Nancarrow aufgreifen. Der stanzte für Pianisten unspiel-

bar Komplexes und Rasantes in Notenrollen für sein mechanisch betriebenes Player Piano, was schon so manchen Pianisten zu aberwitzigem »Das kann ich auch spielen« herausgefordert hat. Weit von solcher Artistik entfernt agiert Aki Takase, die das Prinzip komplexer Überlagerungen aufgreift und das Überschreiten der pianistischen Möglichkeiten ihrem elektronisch gerüsteten Stiefsohn überlässt. Der ist Jüngster in einem Quintett, bei dem die Pianistin auf gute Bekannte setzt: am Saxofon ihr ehemaliger Schüler Daniel Erdmann, Johannes Fink ist mit ihr seit vielen Jahren als Bassist unterwegs und als Neuer im Bunde präsentiert sich der norwegische, für hochenergetisches Spiel geschätzte Drummer Dag Magnus Narvesen.

Diese Besetzung klingt nach einem Frontalangriff auf das ästhetische Empfinden, hört sich aber überraschend verspielt an, locker und witzig in unterschiedlichste Richtungen ausgreifend. Melodioses wird nicht gescheut,

sperrige Ausbrüche und heftige Cluster natürlich auch nicht, und wenn die Tour de Force beim finalen »Madam Bum Bum« in Stride Piano einmündet, bekommt das Unternehmen noch kurz Hommage-Charakter, wie bei Takase stets frei von Nostalgie. Es ist also durchaus unterhaltsam, wenn auch zuweilen ganz schön verwirrend, was die Pianistin mit ihrer laut Jazz-Journalist Wolf Kampmann »burschikosen Eleganz« anrichtet. Aber es ist ein großer Spaß für eine Band, mit der sie möglichst viel spielen will, was der für eine 72-Jährige aberwitzig dichte Tourneepan widerspiegelt. Man kann ihr nur die Daumen halten, dass 2020 tatsächlich so konzertant wird, wie ursprünglich geplant. ||

AKI TAKESE JAPANIC

Jazzclub Unterfahrt | Einsteinstr. 42
22. April | 20.30 Uhr Tickets: 089 4482794
www.unterfahrt.de

IMPRESSUM

Herausgeber

Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920970
info@muenchner-feuilleton.de
www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | Vi.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Anzeigen Christiane Pfau

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG |
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Chris Schinke, Christiane Wechselberger

Online-Redaktion und Medien Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Franz Adam (fa), Thomas Betz (tb), Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Sofia Glasl (sg), Petra Hallmayer (ph), Klaus Hübner (kh), Klaus Kalchschmid (kk), Ulrich Kirstein (uk), Arne Koltermann (ak), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Julie Metzendorf (jum), Jürgen Moises (jmo), Wolf-Dieter Peter (wdp), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mp), Tina Rausch (tr), Chris Schinke (cs),

Anna Schürmer (as), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Dirk Wagner (dw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fwe), Lukas Wilhelmi (lw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 35 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung

Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung

Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENODEM1GLS

Gendergerechte Sprache Wir arbeiten konsequent flexibel und richten uns in unseren Texten selbstverständlich an alle Geschlechter, auch wenn entsprechende Markierungen nicht überall auftauchen.

Doge der Subkultur

Der Produzent, DJ und Bassist Bernd Hartwich prägte den Sound der Stadt. Im März verlor er den Kampf gegen den Krebs. Ein Nachruf.

DIRK WAGNER

Einen Tag, bevor die Münchner Band Der Englische Garten ihr neues, beim Hamburger Label Tapete erschienenes Album »Bei Tag Und Nacht« in der Roten Sonne präsentierte, war ihr Bassist Bernd Hartwich am 11. März mit gerade mal 53 Jahren seiner Krebserkrankung erlegen. Damit gerät das Album zum letzten Tondokument des Mannes, der wie kaum ein anderer den »Sound of Munich« verkörperte. Immerhin hat er, der seine aktive Musikerkarriere Mitte der Achtziger in der Skaförformation Die Angeber gestartet hatte, sich jenen Albumtitel seiner wohl erfolgreichsten Band Merricks sogar patentieren lassen. Damit wollte er nach eigenem Bekunden verhindern, dass schlechte Musik von schlechten Radiosendern unter diesem Label verhökert würde. Wobei das, was schlechte Musik sein könnte, für Hartwich keine Frage des Genres, sondern eine des Stils war. So konnte er zum Beispiel den späteren Sänger von Superpunk und Die Liga der gewöhnlichen Gentlemen, Carsten Friedrichs, mit gleich fünf von ihm zusammengestellten Mixtapes sogar für »Easy Listening« begeistern, nachdem Friedrichs diesen Sound ihm gegenüber eigentlich als »Fahrstuhlmusik« abgetan hatte. »Vor ein paar Jahren gab

mir Bernd wieder ein Tape, ich hatte kein Tapedeck mehr, habe mir aber wieder eins gekauft, nur um diese Kasette zu hören«, erinnerte sich Friedrichs und sagte: »Das letzte Mal habe ich Bernd getroffen, als er er im Januar 2018 bei einem Liga-Konzert in der Roten Sonne Platten aufgelegt hat, und da dachte ich: Wenn Bernd bei einem Konzert von uns Platten auflegt, habe ich nicht alles falsch gemacht.«

Der ehemalige Fanbeauftragte des TSV 1860 München, Axel Dubelowski, der bei jenem Konzert übrigens auch in der Roten Sonne verweilte, erinnert indes an eine weitere Rolle, die der Bassist und DJ Hartwich mit Bravour auszufüllen verstand: In den Neunzigern lud »Münchens nettester DJ«, wie ihn das damals noch existierende »Stadtmagazin« auch mal titulierte hatte, regelmäßig zu der von ihm moderierten Talkshow »In unserer Stadt« in die Kulturstation, wo er unter anderem Persönlichkeiten der Münchner Subkultur vorstellte. Sei es den Labelchef Peter Wacha alias Upstart, den Schriftsteller Andreas Neumeister oder eben jenen Fanbeauftragten, den letztlich mit Hartwich auch eine gemeinsame Leidenschaft für die Sechziger verband. Darum zog Hartwich auch mal nach einem 6:1-Sieg der Löwen statt in eine Stammkneipe mit Gleichgesinnten ins Wohnzimmer von Szeneoriginal Tom Krapf, wo sie euphorisiert die Single »Jetzt schlägt's Sechzig« einspielten, »zusammen mit Spielern von 1860«, betont Krapf. Er kannte Hartwich noch aus einer Zeit, als der für Krapfs Egon Bar ein Mixtape zusammengestellt hatte, das Soundtracks von Ennio Morricone mit Evergreens von Burt Bacharach vereinte.

Später verband Hartwich als Bassist auch mal den Discosound eines Giorgio Moroder mit einem Münchner Undergroundbewusstsein, das unter anderem in Hochburgen wie dem Atomic Café, der Wunderbar oder dem Valentinstüberl ausgelebt wurde. Doch Hartwich selbst wirkte längst über solche Szeneorte hinaus. »Vielleicht kann man sich Bernd



Bernd Hartwich | © Der Englische Garten

Hartwich am besten vorstellen, wenn man gleichzeitig an Monaco Franze und Kevin Rowland von den Dexys Midnight Runners denkt«, beschreibt ihn der Zündfunk-Redakteur Michael Bartle einen Tag nach Hartwichs Tod im Bayerischen Rundfunk: »ein oberlässiger Flaneur durch die Parks der Musikgeschichte, ein Modernist, der seine Ur-Initiation im Soul und im Ska hatte«. ||

Anzeige

EINATMEN

AUSATMEN

RUHIG BLEIBEN

NERVEN BEHALTEN

Wir freuen uns, dass Sie diese Ausgabe in Händen halten. Wir hoffen, dass Sie auch die nächste wohlwollend durchblättern. Allerdings steht unsere Nr. 96, die am 2. Mai erscheinen soll, gerade in den Sternen. Das MF lebt von 10 Prozent Abos und von 90 Prozent Anzeigen. Wie Sie sehen, haben wir wegen der Viruskrise in der aktuellen Ausgabe viel weniger Anzeigen als sonst. Das heißt: Es wird eng.

An dieser Stelle umso deutlicher: DANKE AN ALLE ANZEIGENKUNDEN! An die, die diesmal wieder dabei sind, und an alle, die bald wieder mit guten Nachrichten bei uns anrufen.

An jeder MF-Ausgabe sind über 50 Menschen beteiligt. Fast alle von ihnen arbeiten freiberuflich, von der Redaktion und den Autoren über die Grafik bis zum Druck und zum Vertrieb. Für sie alle ist das MF-Honorar ein wichtiger Teil ihres Einkommens. WIR ALLE WOLLEN WEITERMACHEN.

Sie können uns helfen. Per Abo oder Spende.

GLS Bank | IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00

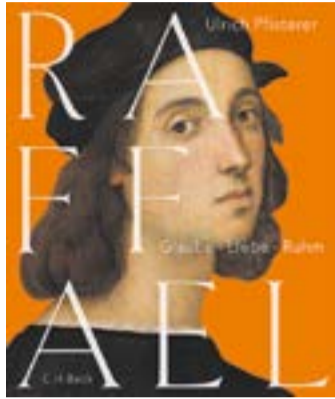
Abo: <https://muenchner-feuilleton.de/kiosk/>

DANKE!

MF | Münchner Feuilleton – der Kulturwegweiser
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

JULIE METZDORF

Nach drei Tagen war Schluss. Dann waren sie wieder zu, die Türen zur gerade eröffneten, größten jemals organisierten Raffael-Ausstellung in der Scuderie del Quirinale in Rom. 120 Werke, zusammengetragen aus ganz Europa – darunter Highlights wie sein Selbstbildnis aus den Uffizien, die Porträts von Papst Julius II. aus London oder des Schriftstellers Baldassare Castiglione aus dem Louvre



– müssen wegen des Coronavirus bis auf weiteres ohne Besucher ausharren; ursprünglich sollte die Schau bis zum 2. Juni dauern. Auch die »Madonna Tempi« aus München war nach Rom ausgeliehen, und hier bei uns sind die »Madonna della Tenda« und seine »Heilige Familie« nicht zu sehen, denn die Alte Pinakothek hat auch erst mal zu. Und das im großen Raffael-Jubiläumjahr: Am 6. April jährt sich der Todestag des Malers zum 500. Mal. Wer sich Raffael trotzdem nähern will – und das lohnt sich! – muss zum Buch greifen.

Empfohlen sei der große Raffael-Bildband aus dem C.H.Beck-Verlag von Ulrich Pfisterer, Professor für Kunstgeschichte an der Münchner LMU. Der Titel lässt aufhorchen: »Glaube, Liebe, Ruhm«. Es sind tatsächlich jene drei Themengebiete, die helfen Raffael zu verstehen. Raffaels Ruhm ist dabei ein ganz eigenes Phänomen: Bereits zu Lebzeiten galt er als »Gott der Malerei«. Über Jahrhunderte hinweg setzte sich seine Verehrung fort. Man muss sich das mal klarmachen: So sehr sich Lebensbedingungen, Weltvorstellungen und Kunststile in den letzten 500 Jahren immer wieder verändert haben, standen die Arbeiten Raffaels dabei doch nie zur Diskussion.

Als Raffael 1529 in Rom stirbt, ist er gerade einmal 37 Jahre alt. Die Zeitgenossen sind erschüttert. In zeitgenössischen Berichten heißt es, im Moment seines Todes habe die Erde vor Trauer gebebt; der Papst habe wegen Rissen in der Wand seine Gemächer verlassen müssen. Als Christus am Kreuz starb, so die Bibel, soll die Erde auch gebebt haben. Die Zeitgenossen interpretieren die Parallelen zwischen Christus und Raffael als Beweis für die Göttlichkeit des Malers. Beide sind an einem Karfreitag gestorben, beide waren etwa im gleichen Alter, kinderlos und unverheiratet. Beigesetzt wird Raffael im altherwürdigen Pantheon.

Doch warum wurde gerade Raffael so verehrt? Anders als etwa Michelangelo und Leonardo, die von der Nachwelt erst im 19. und 20. Jahrhundert in den Malerolymp erhoben wurden? Der Aufstieg des Raffaello Santi aus Urbino war kometenhaft. Eines seiner frühen Meisterwerke zeigt die Grablegung Christi: Zwei Männer tragen den Leichnam des Heilands auf einem weißen Leintuch, im Hintergrund ist der Berg Golgatha mit den drei leeren Kreuzen zu sehen, links vorn das Ziel ihres Wegs, die dunkle Grabkammer. Die zahlreichen Figuren um das Geschehen herum sind zutiefst bewegt – körperlich und emotional: Maria Magdalena hat die Hand des Toten ergriffen, scheint ihm noch etwas zuzurufen; einer der Jünger hat grollend die Augen zum Himmel erhoben; und seine Mutter Maria ist ohnmächtig zusammengebrochen. Aus einem sonst eher statischen Bildmotiv macht Raffael hier eine dramatisch bewegte Bilderzählung. Und er macht aus dem biblischen Geschehen eine sehr irdische Erfahrung. Da ist zum Beispiel der Umgang mit dem Körper: Raffael hat den Leichnam so gemalt, dass man die Schwere des toten Körpers regelrecht spüren kann. Die Begleiter sind bei ihm nicht irgendwelche Bibelfiguren, durch ihre Gefühle werden sie zu Menschen aus dem Hier und Jetzt: zur liebenden Mutter, zu mitfühlenden Freunden, alleingelassenen Mitstreitern.

Die Zeitgenossen sind überwältigt von dem Gemälde, von nun an stehen dem jungen Maler Tür und Tor der mächtigsten Häuser offen. Der kunstsinnige Papst Julius II. beauftragt ihn, seine Privatgemächer auszumalen. Als er die ersten Arbeiten sieht, lässt er die gerade fertig gewordenen Fresken anderer Maler wieder abschlagen, damit Raffael noch mehr ausgestalten kann.

Die Zeitgenossen schätzen Raffael aber nicht nur als Maler, sondern auch als Mensch. Er ist ein beliebter Gesprächspartner, vielseitig interessiert und von einnehmender Persönlichkeit. Kurz, Raffael muss ein Sozialgenie gewesen sein. Und ein guter Geschäftsmann obendrein: Raffael ist einer der ersten Künstler, die eine große Werkstatt führen. Er ist offen für neue Techniken und Medien. So erkennt er zum Beispiel schnell, welche Möglichkeiten der Kupferstich ihm bietet: mit dessen Hilfe kann er seine Bilderfindungen vervielfältigen und verbreiten. Vor allem aber ist Raffael ein hochinnovativer Künstler, der immer wieder versucht, über Jahrhunderte tradierte Bildthemen neu zu begreifen.

Zum Beispiel seine »Sixtinische Madonna« in der Gemäldegalerie Dresden: Im oberen Bereich sieht man Maria mit dem Jesuskind im Arm, umgeben von Wolken, die bei näherer Betrachtung kleine Engelsköpfe sind. Zu ihren Füßen knien



Ein von Raffael geschaffener neuer Bildtypus und ein Meisterwerk der Blickbeziehungen: Die »Sixtinische Madonna« aus dem Kloster San Sisto in Piacenza (wo die Reliquien der Hlg. Barbara und von Sixtus II. aufbewahrt werden), heute das Highlight der Dresdener Gemäldegalerie | (c) Staatliche Kunstsammlungen Dresden

Glaube, Liebe, Ruhm

Raffael für Daheim.

Papst Sixtus und die heilige Barbara. Das Bildthema »Maria mit Heiligen« zeigt üblicherweise Maria in der Mitte auf einem Thron sitzend. Raffael aber macht daraus ein Ereignisbild: Bei ihm sitzt Maria nicht, sie steht auch nicht, sie schreitet auf den Betrachter zu, in Richtung irdische Welt. Ihr im Wind sich bauschender Schleier lässt die Bewegung extra schwungvoll erscheinen. Und warum schreitet sie auf die Menschen zu? Sie will ihnen ihr Kind geben. Raffael hat hier die überirdische und die weltliche Sphäre miteinander verbunden.

Immer wieder hat Raffael es so geschafft, Geschehnisse aus der Bibel oder sogar abstrakte theologische Themen für die

Menschen verständlich zu machen. Zuvor machten vor allem Symbole und Attribute Bilder lesbar, man musste sie kennen, um das Bild zu verstehen. Raffael appelliert nicht an das Wissen des Betrachters, sondern an seine Fähigkeit, Emotionen aus Gesichtern, Gesten und Körperhaltungen herauszulesen und mitzuempfinden. Das macht ihn noch heute so modern. ||

ULRICH PFISTERER: RAFFAEL - GLAUBE, LIEBE, RUHM
C.H. Beck, 2019 | 384 Seiten, 235 farb. Abb. | 58 Euro | Beliefern lassen Sie sich am besten von Ihrer lokalen Buchhandlung

Glücksritter der Architektur

Bernd Polsters Gropius-Biografie
als Hörgenuss.

CHRISTIANE PFAU

Wer sich nach der großen Bauhaus-Jubiläums-Welle im letzten Jahr thematisch ein wenig überfüllt fühlt, hat hier Gelegenheit zum Durchlüften. Drei Diven – eine Bauhaus-Legende, ihr kritischer Biograf und der Sprecher – treffen aufeinander und sorgen für eine gehörige Portion Spaß in der hehren Rezeptionsgeschichte:

Der investigative Designhistoriker Bernd Polster enthüllt nicht ohne Boshaftigkeit eine andere Version – er nennt sie »die wahre Geschichte« – der Bauhaus-Legende Walter Gropius. Zwar fehlte ihm, wie Polster ausführt, jedes Talent zum Architekten. Das störte nicht weiter: Gropius gründete ein Architekturbüro, ließ andere jene Bauten entwerfen, die heute als Ikonen der Moderne gelten, und knüpfte eifrig, sehr erfolgreich und nachhaltig an seinem Netzwerk, in dem alle Namen auftauchen, die in der Geschichte der Architektur und des Designs im 20. Jahrhundert eine Rolle spielen. Polster entlarvt Gropius als attraktiven »Glücksritter der Architektur«, der nicht nur die Frauen – unter ihnen auch Alma Mahler – verführte,

sondern bis heute auch Historiker, Theoretiker und Wissenschaftler diverser Disziplinen.

Die Stimme, die uns diese glamouröse Lebensgeschichte erzählt, gehört Hans Jürgen Stockerl. Er, ganz Stimmdiva, sorgt mit sonorem Schmalz für vergnügliche Hörstunden, so süffig, und nicht ohne ironischen Unterton, wird einem da Lebens- und Zeitgeschichte vom Kaiserreich bis in die 1960er Jahre vermittelt. Am Ende, nach sage und schreibe 22 Stunden, weiß man alles, was man über Gropius erfahren kann. Ob man es wirklich so genau wissen wollte? Das fragt man sich nach jeder »Bunte«- und »Gala«-Lektüre doch auch. Oder nach zu viel Schokolade. Unterhaltsam ist es auf jeden Fall. || cp

BERND POLSTER: WALTER GROPIUS – DER ARCHITEKT SEINES RUHMS

Sprecher: Hans Jürgen Stockerl | Ungekürzte Lesung, 1320 Minuten | Nur digital verfügbar, bei allen bekannten Download- und Streaming-Portalen | 24,99 Euro

Nicht begabt, aber doch erfolgreich



Walter Gropius, porträtiert von Louis Held
ca. 1922/23

War der Bauhaus-Gründer Walter Gropius der »Architekt der Moderne« oder doch nur ein Hochstapler? Auskunft geben zwei durchaus unterschiedliche Biografien.

THOMAS BETZ

Unerschöpflich waren die Aktivitäten und Publikationen zum 100. Geburtstag des Bauhauses. In Weimar, Dessau und Berlin wurden neue Bauhaus-Museen eröffnet. 354 Orte feierten mit ihren (mehr oder weniger Bauhaus-bezogenen) Projekten das »bauhaus100«-Jubiläumsjahr mit. Zugleich ist es »der erfolgreichste kulturelle Exportartikel Deutschlands«, wie die Bundesdrucksache 18/2737 des Deutschen Bundestages im Januar 2015 reportierte – Vorausplanung ist alles –, weshalb das Jubiläum schon 2018 startete: mit der interkulturellen, heutige, diverse Zugänge eröffnenden Ausstellungsreihe »bauhaus imaginista« in Hangzhou, New York, Kyoto, Moskau, São Paulo, Lagos, New Delhi etc. bis zum erst 2020 eröffneten, gerade virusbedingt geschlossenen Projekt in Istanbul – denn weltweite Ausstrahlung hatte das Bauhaus schon damals wegen der internationalen Studierenden und dann, weil 1933 Lehrende und Absolvent*innen aus Deutschland emigrierten.

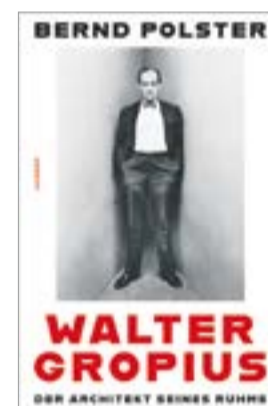
Jede und jeder weiß jetzt Bescheid, kann zumindest mitreden über diesen großen Mythos der Kunst- und Designgeschichte. Und wie es am Bauhaus genau zugeht, das wissen wir ja aus der TV-Drama-Serie des ZDF »Die Neue Zeit«, die vom Blick auf den 80-jährigen, international gefeierten Architekten Walter Gropius gerahmt wurde. Gezeigt wurden da Risse in der Fassade des rechthaberisch Rückblickenden, angesichts seines nicht unproblematischen Verhaltens in der Pionierzeit, am Bauhaus, von der das TV-Drama erzählte.

Groß auf die Pauke in Sachen Gropius haut die umfangreiche Biografie von Bernd Polster. Der Design-Kenner kratzt nicht nur ein wenig am Lack der Legende, sondern zeigt den Bauhaus-Gründer und berühmten Meister der Moderne als konsequenten und geschickten Hochstapler, einen »Eulenspiegel der Architektur«. Gropius habe als Baumeister und Designer die Kreativität seiner Angestellten und Studierenden ausgenutzt und dabei sich stets ins beste Licht gerückt. Ein ausgezeichneter Organisator, der sich mit Charisma, Chuzpe und Durchsetzungsvermögen Geltung zu verschaffen wusste – und, so Polster, seine Größe als Protagonist der »Bauhaus-Idee« und damit der Moderne insgesamt, seine Legende als Jahrhundertgestalt selbst mithilfe von Freunden und Ergebenen ins Werk gesetzt hat. Eine (Selbst-)Kanonisierung, auch in Auseinandersetzungen nach 1945 »als »Held und Märtyrer«, die zuletzt in ein »Perpetuum mobile des Ruhms« und Nachruhs mündete. Winfried Nerdinger sieht das anders. Während

Polster im Untertitel Gropius als »Architekt seines Ruhms« vom Podest holt, distanziert sich der Münchner Architekturhistoriker und Gropius-Kenner Winfried Nerdinger mit seiner Biografie nicht von der Gründungs- und Leitfigur als »Architekt der Moderne«. Dass Gropius, der sein 1903 an der TH in München, dann nochmal 1905 in Berlin begonnenes Architekturstudium abgebrochen hatte und selbst de facto nicht zeichnen konnte, ist bekannt. »Ich selbst bin zwar nicht begabt, aber doch erfolgreich«, schrieb er nach dem Zweiten Weltkrieg an seine Schwester.

Ein Beispiel: Die Architektur-Ikone des Bauhausgebäudes in Dessau stammt gar nicht von Gropius – so betont Polster, sondern von seinem Büromitarbeiter Carl Fieger, der wiederum als (Mit-)Urheber verschwiegen und später aus dem kulturellen Gedächtnis gelöscht wurde. Gropius habe seinen Chefzeichner als Domestiken benutzt und geduckt: »Fieger heiratete Gropius' Sekretärin und hat sich damit endgültig in die Sphäre der Bediensteten begeben.« Nerdinger nennt »Planung und Bau des Bauhausgebäudes« 1925/26 »sowohl organisatorisch wie künstlerisch eine Meisterleistung«, dessen Urheberschaft er weder Gropius noch Büroleiter Ernst Neufert noch Carl Fieger allein zurechnet, sondern als kollektiven Arbeitsprozess der Mitarbeiter des gesamten Architekturbüros von Gropius erläutert.

Die ein oder andere Station ist mal bei Nerdinger detaillierter nachgezeichnet, mal bei Polster. Beide Bücher haben über 1000 Fußnoten, denn beide Autoren beziehen sich auf vorangegangene Darstellungen und historische Quellen, wobei es schon früher Kritik an Gropius gab, die auch Nerdinger – in seiner abwägenderen Darstellung – mit einbezieht. Polsters flotte Schreibe – schon die Überschriften machen es spannend – füllt mehr Seiten, weil er mehr Energie in die Indizien- und Beweislage seines Täters und seiner Helfershelfer, in Begründung und Bewertung investieren muss. Dabei erweist sich Polster seinerseits als gewiefter PR-Stratege, wenn er auf dem Umschlag drucken lässt, er enthülle »zum ersten Mal das wahre Leben des Walter Gropius«, so wie Polster ja auch einen zweiten Beitrag zum Jubiläum »Das wahre Bauhaus« (TeNeues, 2019) betitelt hat, die »wohl erste schonungslose Auseinandersetzung mit der berühmten Kunsthochschule«. Die Forschung und die Kolleg*innen werden dabei implizit als Schlamper oder Legenden-Nachbeter diskreditiert, doch waren die meisten Fakten und Zusammenhänge,



Anzeige

MÜNCHNER
KAMMERSPIELE

KAMMER 4 MER

**24 STUNDEN LANG,
THEATER FÜR ZU HAUSE**

WWW.KAMMERSPIELE.DE



Der Silberprinz und die Frauen

Welche Rollen Mutter, Musen und »Frau Bauhaus« für Walter Gropius spielten und was sie selbst auszeichnete, ist höchst interessant.

Alma Mahler: 1915–1920 war sie mit Walter Gropius verheiratet | Foto: Atelier D'Orla-Benda, Wien | 1909 | © Österreichische Nationalbibliothek
Ilse Frank / Ilse Gropius: Ehefrau und Mitarbeiterin von Walter Gropius seit 1923 – hier beide im Garten von Haus Gropius in Lincoln, Massachusetts | Harvard Art Museums / Busch-Reisinger Museum | © President and Fellows of Harvard College

die Polster anführt, seit Jahrzehnten bekannt. Gropius' »Herrenreiter«-Mentalität und Praxis der Aneignung fremder Ideen, die zu betonen durchaus lohnt, wird – anstatt Kontexte durchzuargumentieren und Fragen in verschiedene Richtungen zu stellen – einer pauschalen Abrechnung unterzogen. Und dass Gropius – bei seiner fachlichen Unfähigkeit und menschlichen Hybris – in allen Verwicklungen durchkam, dafür müssen Glücksfeen am Werk gewesen sein. In der schlimmen Zeit nach der Inflation herrschte 1924 in Weimar eine rechts-konservative Minderheitenregierung. Die rechnete nun ab mit der avantgardistischen Reformschule, im Verbund mit alten Gegnern des Bauhauses – wie Nerdinger schildert. Polster betont, man wollte eher den selbstherrlichen Gropius loswerden, der seinerseits wegen seiner krummen Touren einen Skandal vermeiden wollte.

Die Lektüre beider Biografien des Bauhaus-Namensfinders, -Gründers und -Vermarkters lohnt in jedem Falle, allein schon, um in die Entstehungsgeschichte der Schule oder in den Widerstreit der Meinungen im und um das Bauhaus genauer einzusteigen. ||

BERND POLSTER: WALTER GROPIUS – DER ARCHITEKT SEINES RUHMS
 Hanser, 2019 | 656 Seiten | 32 Euro

WINFRIED NERDINGER: WALTER GROPIUS. ARCHITEKT DER MODERNE. 1883–1969
 C.H. Beck, 2019 | 423 Seiten, 58 Abb. | 28 Euro, E-Book 21,99 Euro | Beliefern lassen Sie sich am besten von Ihrer lokalen Buchhandlung

Nachdem Alma Mahler 1910 mit Walter Gropius als Kurschatten eine Affäre eingegangen war, reiste der zum Ehepaar Mahler, um Gustav die Frau abzufordern, vergeblich. Alma aber wollte beide behalten, so dass Mahler bei Freud Rat suchte, während Alma sich von ihrem Liebhaber ein Kind wünschte. In München, während der Komponist hier für die Uraufführung seiner 8. Sinfonie probte, trafen sich beide im Hotel. Dann nahm Mahler seine Ehefrau nach New York mit, die allerdings auf der Anreise im Zug München–Paris Gropius in ihren Schlafwagen einlud. Aus New York bat sie Gropius

dann brieflich, er solle ihr nach dem Onanieren seinen Samen schicken: »und ich gebe es in mich – so ist es nicht verloren«. Diese Episode ist in Polsters Biografie, etwas dezenter auch bei Nerdinger (siehe S. 22) geschildert, und auch Nicholas Fox Weber ließ sich diese Prä-Bauhaus-Konstellation in seinem Buch »The Bauhaus Group« nicht entgehen. Das erschien in Amerika schon 2009, wurde jetzt zum Jubiläum übersetzt (betitelt »Die Bauhaus-Bande«) und behandelt sechs »Meister der Moderne«: neben Gropius den Architekten Mies van der Rohe – seit 1930 Leiter des Bauhauses in Dessau und in Berlin –, die Maler Klee und Kandinsky sowie Josef Albers, der 1920 als Münchner Stuck-Student ans Bauhaus wechselte und dort seit 1923 lehrte, und seine Frau Anni Albers, die 1922–30 am Bauhaus studierte und dort in der Weberei-Werkstatt Maßgebliches leistete. Auf Annis Erzählungen und Anekdoten, unter anderem, basiert Webers individuelle Annäherung, die sich der Lebensqualität und Alltagsästhetik dieser Bauhaus-Menschen widmet, »die ihr Leben genauso kreativ und stilvoll gestalteten wie ihre Kunst«.

Nach Mahlers Tod und einer intensiven Liaison Almas mit Oskar Kokoschka setzten sie und Gropius ihre Beziehungskämpfe fort, heirateten 1915 heimlich, mit zwei Trauzeugen

von der Straße, in Berlin; Gropius fuhr gleich zurück an die Front. Gegen seine Mutter hatte er sich mit dieser Heirat durchgesetzt, die freilich überwiegend in Briefen und kurzen Treffen bestand: Trotz gemeinsamer Tochter teilten sie bis zur Scheidung im Oktober 1920 nie eine Wohnung. Und Alma war ja bereits mit Franz Werfel liiert, was dem Ruf des Leiters des eben gegründeten Bauhauses in Weimar nicht zuträglich war. Gropius wiederum hatte sich im Herbst 1919 in Lily Hildebrandt verliebt, die Frau eines Stuttgarter Kunsthistorikers, selbst angehende Künstlerin. Sie wurde nun kurz die

1923, bei einem Vortrag von Gropius – in Zeiten der Schwarz-Weiß-Fotografie. Denn so farbig und sinnlich lässt Jana Revedin, Architekturprofessorin in Paris und Lyon, die Protagonistin ihres Buches wahrnehmen. Ein biografischer Roman, dem das Kunststück weitgehender Einfühlung und gleichzeitig abgewogen-plausibler Darstellung der historischen Fakten recht gut gelingt. Der 40-jährige Gropius überzeugte die 26-jährige, ihre Hochzeit mit dem Cousin abzublasen und ihn zu ehelichen. Trauzeugen waren Klee und Kandinsky. »Jeder nennt mich hier Frau Bauhaus«, der Titel

stimmt. Denn ohne »Ise«, wie Gropius sie nennt, als Sekretärin, Ghostwriterin und PR-Frau, hätte es das Bauhaus und Gropius' Ruhm nicht gegeben. »Die Bauhaus-Idee wurde zu meinem zweiten Ich«, sagte sie einmal, sogar ihre Schriftzüge glichen sich an. Das Buch endet 1927, und so lange keine Fortsetzung erscheint, muss man die spannende Lebensgeschichte von Walter und Ise, die sie nach London und dann an die

Harvard University führte, in den anderen Publikationen weiterverfolgen. || tb

URSULA MUSCHELER: MUTTER, MUSE UND FRAU BAUHAUS. DIE FRAUEN UM WALTER GROPIUS
 Berenberg, 2018 | 158 Seiten | 24 Euro,

JANA REVEDIN: JEDER NENNT MICH HIER »FRAU BAUHAUS«. DAS LEBEN DER ISE FRANK. EIN BIOGRAFISCHER ROMAN
 DuMont, 2018 | 304 Seiten | Hardcover 22 Euro, Taschenbuch (geplant: 19.5.) 12 Euro

NICHOLAS FOX WEBER: DIE BAUHAUS-BANDE. MEISTER DER MODERNE
 Aus dem Engl. von Claudia Cotte | DOM Publishers, 2019 | 544 Seiten, 125 Abb | Hardcover 48 Euro, Softcover 38 Euro

Das 35. Internationale Dokumentarfilmfestival München kommt zu Ihnen nach Hause!

@home
 dokfest-muenchen.de

DOK. fest
 MÜNCHEN
 06.–24. MAI
 2020

Anzeige

Den Männern lässig voraus



Hilma af Klint in ihrem Atelier | ca. 1895 (Ausschnitt)



Hilma af Klint: »Der Schwan, Nr. 17, Gruppe IX, Serie SUW« | Oktober 1914 bis März 1915 | Öl auf Leinwand, 155 x 152 cm
© Stiftelsen Hilma af Klints Verk, Stockholm || »Die zehn Größten, Nr. 3, Gruppe IV, Jugend« | 1907 | Tempera, 321 x 240 cm
© Stiftelsen Hilma af Klints Verk, Foto: Albin Dahlström/Moderna Museet Stockholm

Lange nach ihrem Tod 1944 wurde die schwedische Malerin Hilma af Klint entdeckt – auch als Vorreiterin der Abstraktion. Eine Biografie und eine Filmdokumentation machen nun deutlich, dass die Kunstgeschichte endlich korrigiert werden muss.

CHRISTA SIGG

Diese Bilder bleiben sofort im Gedächtnis haften: Kreisel, Blasen und blumige Gebilde, dazu Linien, die sich zu Spiralen drehen, und dann dieses kräftige Blau neben zitronigem Gelb und zartem Rosé. Oder die herzförmigen Symbole auf leuchtend orangem Grund. All das hat viele Besucher im Kunstbau des Münchner Lenbachhauses regelrecht verblüfft. Bis März 2019 waren dort drei Künstlerinnen ausgestellt, die sich als Medium begriffen, und neben den Arbeiten von Georgiana

Houghton und Emma Kunz stachen vor allem die Werke Hilma af Klints ins Auge.

1906 hat die Schwedin damit begonnen, diese weit in die Zukunft weisenden Bilder zu malen. Picasso befand sich damals auf dem Weg zu den »Demoiselles d'Avignon«, durch die die Kunst im Jahr darauf eine ganz radikale Wendung nahm. Und Wassily Kandinsky, der viel später das erste abstrakte Bild – von 1911 – für sich beanspruchen sollte, pinselte brav an seinen letzten spätimpressionistischen Landschaften. Unwillkürlich fragt man sich, wie die beiden Männer auf Klints Malelei reagiert hätten. Zu dieser Zeit sicher mit Unverständnis. Wobei sich Kandinsky und die Schwedin vielleicht sogar begegnet sind. Und zwar 1914 in Malmö.

Beide stellten dort auf der großen Baltischen Ausstellung der Ostseeanrainerstaaten aus, Kandinsky farbstarke – abstrakte – Kompositionen, Klint allerdings Akademisch-Naturalistisches. Es konnte also gar nicht zur Konfrontation kommen. Leider, muss man sagen. Der intellektuelle Kopf des »Blauen Reiter« hätte mit diesem Werk womöglich seine liebe Not gehabt oder das Ganze als ornamentalen Hokuspokus abgetan, zumal sich Klint in erster Linie als malendes Medium begriff.

Es gibt jedenfalls gute Gründe, sich mit dieser ganz außergewöhnlichen Künstlerin zu beschäftigen, und keineswegs nur, weil sie

den durchweg männlichen Heroen der Abstraktion ein paar Jahre voraus war. Unter dem Titel »Hilma af Klint. Die Menschheit in Erstaunen versetzen« hat die Kunsthistorikerin und langjährige »FAZ«-Redakteurin Julia Voss eine Biografie geschrieben, und in diesem Zusammenhang ist Anfang März auch Halina Dyrschkas Filmdokumentation »Jenseits des Sichtbaren« in die mittlerweile geschlossenen Kinos gekommen – im September soll die DVD erscheinen.

Eine rätselhafte Frau wird da gefeiert, frei im Denken, couragiert und zurückhaltend zugleich. Nichts weniger als das Universum will sie fassen, und man fremdelt heute besonders mit ihrem Hang zum Mediumistischen. »Seltene und wunderbare Anweisungen« beschere ihr der »Einfluss der spirituellen Welt«, schreibt sie – und malt mit phänomenalem Einsatz weit über 100 Bilder in nur einem Jahr. Man darf dabei aber nicht vergessen, dass spiritistische Sitzungen im späten 19. Jahrhundert just im Künstlermilieu gang und gäbe sind. Der Münchner Affenmaler Gabriel von Max etwa fotografiert sogar während der Séancen, um damit in eine Art »Wissenschaft der Zukunft« vorzudringen. Und das Unsichtbare, das große Wirkung tut, liegt ja auch in der Luft: 1889 werden die Radiowellen entdeckt, 1895 die Röntgenstrahlen, 1897 die Radioaktivität.

Allerdings wäre es viel zu kurz gegriffen, Hilma af Klints Schaffen vornehmlich unter dem Gesichtspunkt des Okkulten zu betrachten. Dazu stand die Künstlerin zu sehr im Leben, dazu war sie zu talentiert und zu gut ausgebildet. Die frühen Zeichnungen der 1862 geborenen Tochter eines Marineoffiziers sprechen eine virtuose Sprache, egal ob sie sich mit Pflanzen, Insekten, Landschaften oder Porträts befasst. Nach der Akademie in Stockholm konnte Klint davon auch ganz passabel leben, abgesehen davon wurde sie gerade vom Vater immer wieder ermutigt zu malen und bereits als junges Mädchen mit der Mathematik, der Navigation oder der Astronomie vertraut gemacht. Wobei man selbst zu diesen Bereichen Verbindungen in Klints Kompositionen herstellen könnte, man denke an Kurvendiskussionen und Umlaufbahnen von Planeten.

Dass sie diese Arbeiten nie ausgestellt hat, darf man inzwischen bezweifeln. Immerhin brachte sie 1908 den bestens vernetzten Theosophen Rudolf Steiner dazu, sich ihr Werk anzuschauen, doch der spätere Begründer der Anthroposophie reagierte harsch: Diese Art zu arbeiten sei unangemessen, die Zeitgenossen würden diese Bilder nicht akzeptieren, vielleicht 50 Jahre später.

Dass ihr die Anerkennung schließlich noch länger versagt bleiben sollte, hat auch mit der Künstlerin selbst zu tun. Als sie 1944 an den Folgen eines Trambahnunfalls starb, gingen sämtliche 1500 Gemälde, Aquarelle und Skizzen sowie Notizbücher mit über 26 000 Seiten an ihren Neffen Erik. Der war damit völlig überfordert, vor allem aber bestimmte Klint, dass ihr Nachlass erst 20 Jahre nach dem Tod geöffnet werden dürfe.

Die zunächst eher sachte Verbreitung ließ dann bis in die 80er und 90er Jahre auf sich warten. Doch die große Unbekannte, zu der sie jetzt im Rummel um Buch und Film stilisiert wird, ist Hilma af Klint schon lange nicht mehr. Die 2013 im Moderna Museet in Stockholm eröffnete Retrospektive ging um die Welt und hatte über eine Million Besucher. Dem New Yorker Guggenheim-Museum bescherte die Schwedin vor einem Jahr die erfolgreichste Ausstellung des Hauses überhaupt. Dabei wurden 30 000 Kataloge nach Hause getragen, ein Rekordverkauf, der den bisherigen Bestseller Kandinsky übertraf.

Vielmehr wäre es an der Zeit, das Œuvre dieser Künstlerin mit Kandinskys Farbkreisen und Malewitschs Quadraten zu konfrontieren, mit Klees geometrisch aufgedröselten Welten und Warhols kolorierten Porträts. Selbst Cy Twomblys »universale Schrift«, die sich mit dem rhythmischen Schwung begnügt, hat Hilma schon über 50 Jahre früher ausprobiert. Julia Voss und die Klint-Anhängerinnen der Filmdokumentation haben natürlich Recht, die Kunstgeschichte gehört endlich korrigiert. ||

JULIA VOSS: HILMA AF KLINT. DIE MENSCHHEIT IN ERSTAUNEN VERSETZEN
S. Fischer Verlag, 2020 | 600 Seiten, 46 SW- und 43 Farbabbildungen | 25 Euro

JENSEITS DES SICHTBAREN. HILMA AF KLINT
Dokumentarfilm | Deutschland | Regie: Halina Dyrschka, 93 Min. | DVD ab 5. September

Anzeige

**NACHHALTIG
SOZIAL
WERTVOLL**
Ökologischer Druck seit 1999

Ulenspiegel Druck

Birkenstraße 3 - 82346 Andechs
Tel.: 08157 / 99 75 9-0 - Fax: 08157 / 99 75 9-22
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

»Satirisch ja, feministisch sowie und natürlich antirassistisch«

Es war einmal in Amerika – anno 1974. Da veröffentlichte ein kleiner Verlag in den USA den Roman »Oreo« der afroamerikanisch-jüdischen Autorin Fran Ross. Er fand keine Aufmerksamkeit und verschwand in der Versenkung. Wiederentdeckt wurde er 2000 von Harryette Mullen, einer schwarzen US-Literatin, und wieder veröffentlicht 2015 in einem populären US-Verlag sowie 2018 in einem britischen. Der jamaikanische Schriftsteller Marlon James rezensierte ihn 2018 im »Guardian«. Das weckte die Neugier von Pieke Biermann: Sie wollte das Buch nach der Lektüre unbedingt übersetzen. Pieke Biermann ist Schriftstellerin, Journalistin, dazu Übersetzerin aus dem Italienischen und Englischen. Und zwar derzeit die beste Deutschlands. Im März hat sie den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Übersetzung erhalten – für ihre kongeniale Übertragung von »Oreo«.

Frau Biermann, als ich zum ersten Mal ein Buch von Stefano Benni las, »Komische Krieger«, dachte ich: Wow, wer das übersetzen kann, ist eigentlich ein Co-Autor. Da hat sich mir Ihr Name eingepägt. Sehen Sie sich als Mit-Dichterin?

PIEKE BIERMANN: Jein. Natürlich ist der Übersetzer auch ein Schöpfer und Kreator. Trotzdem gibt's die Vorlage als eigene kreative Leistung. Wenn eine Übersetzung der qualitätsmäßig entspricht, kann man vielleicht von zwei Autoren sprechen.

Wie lange haben Sie an dieser Übertragung gearbeitet?

Nur drei bis vier Monate, das aber nonstop. Ich arbeite sonst immer nur eine Schicht von drei bis vier Stunden am Nachmittag. Hier habe ich zwei Schichten vormittags und nachmittags gearbeitet, jeweils mindestens zwei Stunden. Ich war so gefesselt und neugierig. Die erste Rohfassung ist unlesbar, weil ich mich inzwischen so der Originalsprache anverwandelt habe, dass ich fast nicht mehr richtig Deutsch kann. Ich brauche eine Pause, fange an zu recherchieren, dann mache ich mich an die erste »Polierphase«. Es gibt noch zwei, drei weitere, erst die letzte ging an meine Lektorin Hella Reese für die Redaktion. Wir sind gemeinsam per Telefon bestimmt noch drei-, viermal alles durchgegangen und wir haben jedes Mal schallend gelacht.

Und nun sind Sie dafür mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet worden.

Ich fand schon die Nominierung irre. Denn das Buch ist reine Asphaltliteratur, ein Genrehopper, gar nicht Highbrow. Ich glaube, in den 70er Jahren hätte »Oreo« keine Chance auf eine Übersetzung gehabt. Der atmosphärische und sprachliche Background, die schwarze Musikkultur waren damals im deutschen Sprachraum längst nicht so präsent.

Dieser sprunghafte Stilmix aus schwarzen Idiomen, Jiddisch und dann noch inhaltlichen Bezügen zur griechischen Mythologie ist allerdings mühsam zu lesen.

Das hieß es auch über meine eigenen Romane. Die kann man nicht einfach wegschlucken. Das erfordert Aufmerksamkeit und Konzentration. Aber fordernde Autoren geben sich so viel Mühe mit ihren Texten, also bitte, liebe Leser, strengt euch auch an. »Oreo« ist so sauklug, so saukomisch und so gebildet – das ist cut-up-mäßig genial verknüpft.

Ich habe das stellenweise fast wie einen Comicstrip empfunden. Aber damit war Fran Ross ihrer Zeit Anfang der 70er Jahre weit voraus.

Die schwarze amerikanische Literatur hat mit den Frauen begonnen, und Fran Ross war absolut zu früh dran. Sie hat das Buch im Selbstverlag mit ihrer Freundin herausgebracht. Mal sehen, ob man mit der Furore, die es jetzt in deutschen Sprachraum macht, nicht auch auf die Rezeption in Amerika einwirken kann. Da will ich mich dahinterklemmen. Es gibt ja noch Leute, die Ross kannten in den 70er Jahren. Da gehörte sie zur New Yorker Bohème-Szene. Leider ist sie schon 1985 mit nur 50 Jahren an Krebs gestorben.

»Oreo« strotzt auch vor ausgefallenen Fremdwörtern, die man noch nie gehört hat. »Indehiszent« für Blumen, deren Blüten sich nicht öffnen, kennen wohl nur Biologen.

Die Fremdwörter stehen alle so im Original und sind nicht erfunden. Aber bei Wortspielen habe ich viel erfunden. Wenn Oreo die zweite Frau ihres Vaters georgisch-jüdisch nennt, spielt »Georgia« einerseits auf die mythologische Medea an, die

So charakterisiert Pieke Biermann den Roman »Oreo« von Fran Ross, für dessen Übersetzung sie gerade ausgezeichnet wurde.

Fran (eigtl. Frances Dolores) Ross (1935–1985) war ein Wunderkind. Bereits im Alter von 15 Jahren studierte sie als Stipendiatin Kommunikationswissenschaften, Journalistik und Theater in Philadelphia. 1960 ging sie nach New York und war bald Teil der Intellektuellenszene, musste sich aber mit Korrekturlesen ihren Lebensunterhalt verdienen. Nebenbei schrieb sie für Magazine. »Oreo« erschien 1974, blieb damals aber ohne Echo. Fran Ross starb mit 50 Jahren an Krebs.

ZUM BUCH:

Schwarz, jüdisch, weiblich, das alles ist sie, die 15-jährige Protagonistin Oreo (benannt nach dem schwarzen Keks mit der weißen Füllung). Die Suche nach dem weißen jüdischen Vater und dessen Geheimnis führt sie nach New York ins Labyrinth des Minotaurus. Als moderne Wiedergängerin des antiken Helden Theseus begegnet Oreo in irrwitziger Abfolge den schrägsten Figuren, Zuhältern und Satyrn, die sie als Superwoman mit Superhirn alle zur Strecke bringt. Und auch Samuel Schwartz, den Vater, stößt sie am Ende auf, wenn es auch anders endet als gedacht. Keine Gewissheit bleibt erhalten, kein Tabu ungebrochen, Jargons werden rücksichtslos durcheinandergewirbelt. Lautes Lachen beim Lesen garantiert.



Pieke Biermann | © Isolde Ohlbaum

aus Georgien stammte, meint aber auch den US-Bundesstaat Georgia. Da muss man den Witz rüberbringen, ohne ihn erklären zu müssen. Das war bei Stefano Benni auch schon so.

Der Roman lässt sich in keine Kategorie einordnen. In einer Rezension wurde er als »satirisch-feministischer Schelmenroman« bezeichnet.

Ja, das ist alles drin. Auch das Spiel mit den französischen Dekonstruktivisten und ihrem Gesäusel, mit Jargon und Wissenschaftssprache. Ross springt durch alle Genres und hat die Chuzpe, alle Formen zu kneten und zu verwenden. Satirisch ja, feministisch sowieso und natürlich antirassistisch. Ross besetzt alle Räume jenseits der »slave narratives«, klug und auch noch komisch – herrlich.

Sollte der Leser vorher das jiddische Glossar am Ende und den Theseus-Mythos nachlesen, dem die Personen zugeordnet sind? Oder ohne Vorwissen anfangen?

Einfach loslesen, sich davon verführen lassen und Spaß haben. Sie selbst haben vier Kriminalromane und einen Band mit Kurzgeschichten geschrieben. Was interessiert Sie am Krimigenre?

Ich hatte mal in den 80er Jahren eine unheimliche Wut auf die Selbstbefindlichkeits-Überprüfungen von Kritikern, ich wollte die am liebsten alle umbringen. Und wenn man das literarisch anstellt, geht's keinem ans Leben, und wenn man's gut anstellt, hat man vielleicht auch noch Erfolg. Ich guck' gern in fremde Lebenswelten rein, und wollte keine Märchen schreiben, sondern genau wissen, wie's bei der Polizei zugeht. Da kriegt man als Schriftsteller ganz andere Einblicke denn als Journalist, das war total spannend. Aber nach vier Krimis wurde mir das Genre zu eng, das mag ich nicht. Dann hab' ich wieder Reportagen und Übersetzungen gemacht und Kritiken geschrieben.

Sie hatten vorher schon ein Buch über Prostitution veröffentlicht und haben auch selbst gelegentlich angeschafft. Wie kam das?

In meiner Studienzeit in Hannover gab's jedes Jahr die Industriemesse. Das war eine Verdienstmöglichkeit: Als Standhilfe bekam man 100 Mark am Tag für zehn Stunden Arbeit. Aber die Bars hatten auch Hochkonjunktur, und eine Freundin erzählte, da könne man in einer Nacht das Dreifache verdienen. Also hab' ich mir so eine Bar angeschaut. Für eine Flasche Sekt konnte der Gast in ein Separee gehen. Bei meinem ersten Gast nahm mich eine Kollegin beiseite: Verdrieß uns hier nicht die Preise! Für alles extra zahlt der extra! Da sind mal kurz die Machtverhältnisse auf den Kopf gestellt: Der Mann ist darauf angewiesen, dass ich will. Aus diesen Erfahrungen und weil mich die Welt der Huren interessiert hat, ist mit anderen Frauen zusammen das Buch entstanden.

Damit wurden Sie zur »Frontfrau der Hurenbewegung«.

In der Phase bin ich mit dem Buch getingelt. Ich konnte damals als Einzige damit öffentlich sein.

Wie kommen Sie eigentlich zu dem ungewöhnlichen Vornamen Pieke?

Den hat mir mit zehn, elf Jahren meine liebste Freundin zugehört, weil wir beide unsere treudeutschen Vornamen nicht mochten. Sie hatte in einem der damals verpönten Comics die Namen Pyke und Tyke gefunden, das waren zwei Bulldoggen. Pieke blieb kleben an mir und ich hab' es gern beibehalten.

Sind Sie denn als Person piksig?

Das kann ich durchaus sein. Ich bin sehr pointiert im Punktellen und ich bin ein Widder. Und die Pike ist ja eine gute Waffe, das gefällt mir. Der Name passt in alle Richtungen.

Und welche Pläne haben Sie als Nächstes?

Erst mal keine! Der Preis schenkt mir ein Jahr Leben ohne Arbeitenmüssen. Ich würde gern mit »Oreo« tingeln und das genießen. Vielleicht sollte ich mal ins »Milieu Politik« eintauchen, dann hätte ich alle Ps durch ... Wie ticken die da, wie betriebsrund wird man warum – von meinen Steuergeldern! Aber ich glaub', das ist mir doch zu langweilig. ||

INTERVIEW: GABRIELLA LORENZ

FRAN ROSS: OREO

Aus dem amerikanischen Englisch von Pieke Biermann
dtv, 2020 | 288 Seiten | 22 Euro



Zukunft wagen

Der Evolutionsforscher und Professor für Biodiversität der Tiere Matthias Glaubrecht entwirft ein »worst case«- und ein »best case«-Szenario für die Zukunft der Menschheit.

FLORIAN WELLE

»Mehr Zukunft wagen« heißt ein Aufsatz, den Harald Welzer vor gut einem Jahr veröffentlicht hat. Darin klagt der Sozialpsychologe seine Generation an, die die Jugend gleich doppelt ihrer Zukunft beraubt hat. »Nicht nur, dass wir schon mal de facto die Zukunft jener verbraucht haben, die nach uns noch lange leben werden«, schreibt er, »zu allem Überfluss haben wir ihnen die Zukunft auch noch visionär madig gemacht, sie als dystopisch, negativ, bedrohlich gezeichnet.« Welzer plädiert daher einerseits für die Formulierung von Utopien und betont andererseits die Möglichkeiten, die jeder Einzelne zur tatsächlichen Veränderung im Kleinen besitzt: »Wenn es diesen – realistischen – Bezug nicht gibt, führt man jahrelang Geisterdiskussionen, verändert aber währenddessen null Komma gar nichts und schon überhaupt nicht zum Besseren.« Wozu die ständige Projektion einer unabwendbaren Klimapokalypse hingegen führen kann, sieht man an manch jungem Klimastreiter, der Gefahr läuft, psychisch zu erkranken.

Matthias Glaubrecht, renommierter Evolutionsbiologe und Professor für Biodiversität der Tiere an der Universität Hamburg, nimmt in seinem jüngsten Buch, das schon jetzt als

unverzichtbares Grundlagenwerk der immer akuterer Biodiversitätskrise gelten muss, eine Mittelstellung zwischen Entmutigung und Ermutigung ein. Dem Titel »Das Ende der Evolution. Der Mensch und die Vernichtung der Arten« zum Trotz, will er nicht »in alarmistischer Weise Panik« verbreiten. Ausgangspunkt war die Frage, wie die Welt seines Sohnes aussieht, wenn dieser so alt sein wird wie der Autor. Glaubrecht, Jahrgang 1962, entwirft darin nach 800 Seiten, in denen er einen Rückblick auf die Evolution und den Menschen als Superraubtier geliefert hat, zudem auf die Überbevölkerung, den vielfachen Verlust der Arten und die Ressourcenverschwendung zu sprechen gekommen ist, zwei Szenarien für das Jahr 2062.

Je nachdem wie schnell wir handeln, gibt es ein »worst case«- und ein »happy end«-Szenario. In letzterem hat die Menschheit in den Jahren ab 2019 noch rechtzeitig erkannt, »dass die Art und Weise unseres Wirtschaftens die Grundlage unserer Existenz zerstört. Die Biodiversitätskrise zusammen mit dem ebenfalls menschengemachten Klimawandel stellte unser globales System in Frage, einschließlich Wachstum und Konsum.«

Zwei Jahrzehnte Forschungsarbeit stecken in dem Wälzer, dessen großer Vorzug es ist, sehr leserfreundlich zu sein. Glaubrecht ist ein versierter Erzähler, der es versteht, vielschichtige naturkundliche Zusammenhänge anschaulich zu referieren. Man kann nur hoffen, dass das breite Publikum, das mit dem Buch angesprochen werden soll, sich nicht schlicht vom Umfang abschrecken lässt. Trotz der Fülle an drastischen Informationen, die allein schon für sich sprechen – so haben etwa sämtliche kürzlich näher untersuchten Arten in den letzten Jahrzehnten Bestandsverluste von bis zu 50 Prozent zu verzeichnen –, spürt man immer auch seine Faszination und Liebe für die Natur. Glaubrecht, ein Alexander

von Humboldt unserer Tage, mahnt: Während der Klimawandel in aller Munde ist, ist die Gefahr, die uns durch das globale Artensterben droht, noch längst nicht in dem Maße in unser Bewusstsein gedrungen, wie es notwendig wäre. Denn die Folgen des größten Tier- und Pflanzenschwunds seit dem Aussterben der Dinosaurier werden weit dramatischer und vor allem unumkehrbar sein. »Das Ende der Evolution« ist ein gewichtiges und vor allem ein wichtiges Buch. Spätestens jetzt ist es für niemand mehr möglich zu sagen, er hätte von nichts gewusst. Nun gilt es auf dieser Basis, Zukunft zu wagen. ||



MATTHIAS GLAUBRECHT: DAS ENDE DER EVOLUTION. DER MENSCH UND DIE VERNICHTUNG DER ARTEN.
C. Bertelsmann, 2019 | 1072 Seiten | 38 Euro

Wissenschaftler und Spione

Christopher Kloeble hat eine historisch belegte Expedition literarisch rekonstruiert – hochaktuell und spannend.

GISELA FICHTL

Christopher Kloeble versteht es, spannend zu erzählen, den Leser in den Bann seiner Geschichte zu ziehen. Das hat er schon mehrfach bewiesen. Etwa in dem eindrucksvollen Roman über einen jungen Mann mit einem geistig behinderten Vater, der sich auf die Suche nach seiner Mutter begibt (»Meistens alles sehr schnell«, 2012), um nur einen zu nennen. In seinem neuen Roman »Das Museum der Welt« taugt schon der Plot allein zum Abenteuerroman. Der gebürtige Münchner beschäftigt sich mit historisch belegten Figuren: den bayerischen Brüdern Robert, Hermann und Adolph Schlagintweit, die auf Empfehlung Humboldts von 1854 bis 1857 eine Forschungsreise nach Indien unternahmen. Dabei ist Indien für Kloeble kein fremder Ort in weiter Ferne, es ist die zweite Heimat des Autors, der mit einer Inderin verheiratet ist und zwischen Berlin und Delhi pendelt (nachzulesen in seinem 2017 erschienenen Buch »Home Made in India. Eine Liebesgeschichte zwischen Delhi und Berlin«).

Als Erzählperspektive wählt Kloeble nicht etwa die Sicht eines der drei Brüder, sondern die eines kleinen indischen

Waisenjungen, Bartholomäus, ein regelrechtes Sprachgenie, den ein bayerischer Jesuit zu seinem Liebesschüler erkoren hatte. Er soll den Brüdern auf der Reise als Übersetzer dienen. Dieses hochbegabte, universal gebildete, zuweilen altkluge Kind ist die einzige erfundene Figur in dieser literarischen Rekonstruktion einer umfassend belegten Expedition. Ein kluger Schachzug, denn so wird das »Schräge« des Versuchs (so Kloeble in einem Interview), sich eine aus westlicher Perspektive noch unbekannt Region nicht nur wissenschaftlich anzueignen, unmittelbar deutlich. Die Abenteuerreise wird denn auch in einem Debakel enden.

Bartholomäus gerät doppelt zwischen die Fronten. Er weiß nicht, ob er den Brüdern vertrauen kann – denen er so gern vertrauen würde –, und sieht mit gemischten Gefühlen, wie übergriffig sie in seine Welt eindringen. Zugleich gerät er in eine Verschwörung gegen die Wissenschaftler, die von Anhängern der indischen Freiheitsbewegung als Verbündete der Engländer betrachtet werden, weil die Forscher mit ihren Studien und Vermessungen der Kolonialisierung Vorschub leisten. Dabei ist Bartholomäus unentwegt auch auf der Suche, nicht nur nach seiner Identität, sondern auch nach menschlicher Wärme. Wer waren seine Eltern? Wohin gehört er? Zu den bayerischen Brüdern, für die er der Exot ist, den sie nicht wirklich ernst nehmen, oder in seine Heimat, wo er als Waisenkind ebenfalls kaum Chancen auf ein selbstbestimmtes Leben und Anerkennung hat? Antworten sucht er in seinem »Museum der Welt«, einem Heft, in dem er alles aufschreibt, was ihm begegnet – seine eigene, indisch-bayerische Spielart der holistischen Erkundung der Welt.

Im Rahmen der Diskussion um die Provenienz der Ausstellungsstücke in unseren Museen und dem Ringen um Postcolonial Studies hat das Thema Kolonialismus das gesellschaftliche Interesse neu geweckt. Christopher Kloebles Buch »Das

Museum der Welt« kommt also genau zur richtigen Zeit, um das Problembewusstsein für die koloniale Übergriffigkeit noch einmal literarisch zu untermauern und zu zeigen, wie viel Aktualität in diesem Thema steckt. (Letztere bei Weitem nicht nur, weil die Reisenden immer auch Krankheiten einschleppten, die zu grausamen Epidemien führten.) Im Gewand eines so hochspannenden, sensibel und mit Wärme erzählten Abenteuerromans, angesiedelt in einer so bunten wie brutalen Welt mit vielschichtigen Figuren, deren Schicksale nicht selten vor allem durch ihre Herkunft bestimmt sind, werden diese Einsichten selbst zum Erlebnis. ||



CHRISTOPHER KLOEBLE: DAS MUSEUM DER WELT
dvt, 2020 | 528 Seiten | 24 Euro

Anzeige



Ein eiskalter Wintermorgen in Oslo. Wer hat die Leiche eines Top-Managers im größten Staatsfonds der Welt in einem Vorgarten abgelegt? Dem der Chefin der Geheimdienst-Einheit E 39? Sophie Schelling und ihr Team stoßen auf ein Komplott, das bis in höchste Polizei- und Regierungskreise reicht. Eine lebensgefährliche Jagd beginnt – im Schatten des ganz großen Geldes.

394 Seiten. Klappenbroschur € 16,95
ISBN 978-3-406-74857-8



London 1887. Die britischen Kolonialherren in Afrika und Asien stehen auf der Höhe ihrer Macht. Von den Gewaltverbrechen in der Ferne bekommt der Klavierstimmer Edgar Drake wenig mit, er hat Großbritannien noch nie verlassen – bis sein beschauliches Leben plötzlich komplett auf den Kopf gestellt wird: Wieso schickt ihn das britische Kriegsministerium in den umkämpften Dschungel von Birma, um einen Flügel zu reparieren?

»Ein fesselnder poetischer Roman.«
The New York Times

398 S. Geb. € 24.– ISBN 978-3-406-74888-2

WWW.CHBECK.DE
C.H.BECK

Auf Ultrakurzwelle durch Neo-Giesing

Der Münchner Musiker und Autor Steve Hofmann bewegt sich zwischen digitaler und analoger Kultur.

SOFIA GLASL

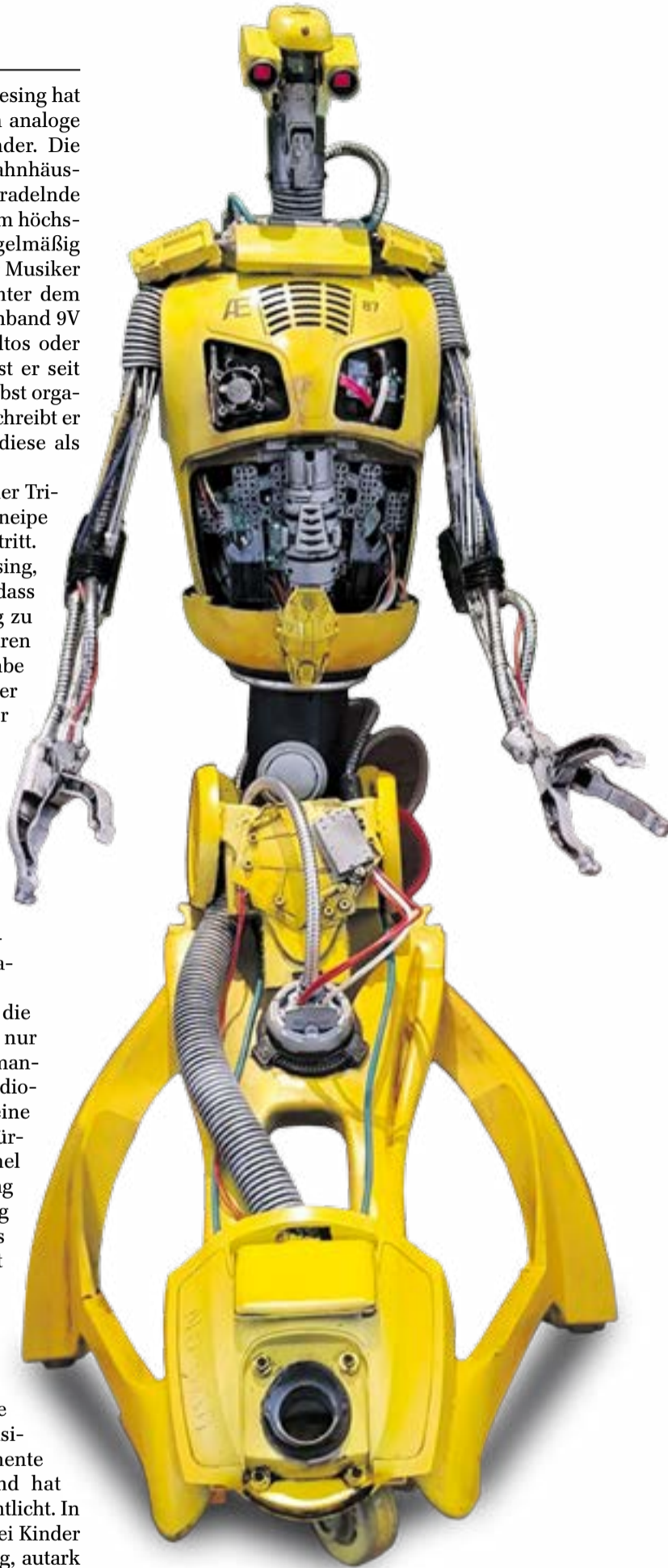
Im Café Schau ma moi im Münchner Stadtteil Obergiesing hat das Raum-Zeit-Kontinuum einen Knick. Hier laufen analoge Vergangenheit und digitale Zukunft quer zueinander. Die kleine Kneipe mit Biergarten war früher ein Trambahnhäuschen, heute ist sie Treffpunkt für Giesinger, vorbeiradelnde Ausflügler und allerlei Kunstinteressierte, denn in dem höchstens 20 Personen fassenden Gastraum finden regelmäßig Lesungen und Miniaturkonzerte statt. Der Münchner Musiker Steve Hofmann steht hier zwei Tage die Woche hinter dem Tresen, sonst auch öfter davor – mit seiner Zweimannband 9V (sprich: Neun Volt), mit der Zweitband Los Dos Voltos oder solo als Steve Voltage. Im Münchner Kulturleben ist er seit über 20 Jahren unterwegs, spielt auf Festivals und selbst organisierten Veranstaltungen. Seit beinahe fünf Jahren schreibt er auch Science-Fiction-Erzählungen und produziert diese als Hörbücher – ohne Verlag oder Vertrieb.

Im hiesigen Biergarten ist auch der erste Teil seiner Trilogie »Retrofiction« entstanden – »The Repage«. Die Kneipe hat als »So schau's aus« einen kurzen Cameo-Auftritt. »Dieser Ort ist für mich der Marktplatz im Dorf Giesing, der Dorfbrunnen sozusagen«, lacht er. Man merkt, dass Hofmann viel Zeit damit verbringt, seine Umgebung zu beobachten, denn seine lebenswürdig-kauzigen Figuren könnten tatsächlich durch Giesing schlurfen. »Ich habe mir angewöhnt, draußen zu schreiben«, sagt er, »hier im Biergarten, auf einer Parkbank oder auch in der U-Bahn.« So entstanden auch die beiden anderen Teile der Trilogie: »The Synchronized« und »The Deflux«. Die Erzählungen spielen immer hier im Viertel, aber weil sie in der Zukunft angesiedelt sind, eben in Neo-Giesing. Seine Protagonisten stehen immer zwischen der digitalen und analogen Welt, etwa Marlon im Roman »UKW – Die Freiheit geht wieder auf Sendung«, der in der dystopischen »Digitalen Direktdemokratie«, der Triple D, mit analogem Radio gegen ein vom »Großen Algo« durchorganisiertes Regime ansendet.

Hofmanns lockerer Stil mit vielen Anleihen an die Popkultur und die Science-Fiction liest sich nicht nur sehr vergnüglich, sondern ist mit seinen salopp-charmanten Dialogen wie gemacht zum Hören, weshalb Audio-books und Lesungen sich nahezu aufdrängen. Seine Liebe für Sounddesign ist besonders bei »UKW« spürbar: Eine düstere Geräuschkulisse aus Radiogeckruschel und anderen Techniksounds ist die ideale Ergänzung zum Kopfkino des dystopischen Thrillers. Zufällig lernte Hofmann kurz nach Veröffentlichung seines ersten Buches Michael J. Diekmann von First Unit Productions kennen – eine kleine Hörspielproduktionsfirma. Kurz darauf saß er bei ihm im Studio, und mittlerweile sind vier seiner fünf Bücher als Hörbücher erschienen.

Der 37-Jährige ist ein Tausendsassa und Bastler, wie seine Figuren ist er sowohl in der analogen wie digitalen Welt daheim: Er hat ein Science-Fiction-Musical geschrieben und aufgeführt, baut selbst Instrumente aus alten Gameboys und Computertastaturen und hat gerade sein fünftes Buch »Die Superposition« veröffentlicht. In seiner Freizeit baut er futuristische Roboter, seine drei Kinder haben eine Rakete zum Hineinsetzen. Ihm ist wichtig, autark zu sein und möglichst viel selbst zu machen: Seine Band ist unabhängig vom Stromnetz und arbeitet ausschließlich mit Batterien, deshalb auch der Bandname 9V, und kann praktisch überall spielen. Stegreifkonzerte unter Isarbrücken und Bandproben in Unterführungen gehören zu ihren Standards. Die Platten finanziert er durch Liveauftritte und Crowdfunding, die Bücher bringt er als Books-on-Demand heraus. Bevor sie jedoch auch online zu kaufen sind, vertreibt er sie direkt über ausgewählte Läden in Giesing.

Zu dieser Autarkie gehört auch, dass er Grundversorgung und Kunst voneinander trennt: Neben den zwei Tagen im Schau ma moi leitet er an einer Münchner Mittelschule die Nachmittagsbetreuung und das Musikprogramm. Für das Stadtjugendamt gibt er Instrumentenworkshops, in denen er mit den Teenagern Gitarren aus Zigarrenschachteln baut. »Damit ist schon mal meine Krankenversicherung abgedeckt.« Arbeit sei für ihn schon immer Mittel zum Zweck. »Ich habe schon als Buchhändler und in der Postproduktion bei Seifenopern gearbeitet und habe für Hörspielproduktionen 700 Türknarzen in einem Ordner archiviert. Aber ich habe gemerkt, dass ich meine kreative Energie nicht für die Visionen von anderen Leuten vergeuden will. Dafür bin ich zu egoistisch.« Dass er nun seine Bastelleidenschaft an Schüler weitergeben kann, sei ein Glück. Deshalb stelle sich ihm nie die Frage, ob er von seiner Kunst leben könne: »Die Frage lautet für mich eher, ob ich ohne die Kunst leben könnte, und darauf gibt es ein klares Nein.« ||



Selbst gebastelter Roboter
von Steve Hofmann | © Steve Hofmann

VON STEVE HOFMANN BISHER ERSCHIENEN:

THE REPAGE | 2016

HE SYNCHRONIZED | 2016

RETROFICTION (alle drei Teile der Trilogie, inklusive
»The Deflux«) | 2018

UKW – DIE FREIHEIT GEHT WIEDER

AUF SENDUNG | 2019

DIE SUPERPOSITION | 2020

(bisher direkt über die Giesinger Buch Handlung erhältlich
oder als Lesung: Seit Ende März stellt Steve Hofmann auf
seiner Facebookseite regelmäßig Videos mit Einzellestungen
der Kapitel online.)

Die Bücher sind von First Unit Productions als Hörbücher
produziert worden und über Audible und iTunes verfügbar.

LYRIK

insgeheim
stehe ich auf einer mole
im meer
und sehe schön aus

habe mir einen bären aufgebunden,
am rücken,
gegen den wind,
aber es kommt keiner
(kein wind° und niemand)
und liebt mich.

wofür bim ich überhaupt hier? hö?
hört mir irgendjemans zu?
oder muss ich das alles nächste woche nochmal sagen!°°

lauf nur noch einmal an mir vorbei, bitte.

° die andeutung eines fortkommens
°° does anybody really listen when i speak,
or do i have to say it all again next week
SHAKESPEAR'S SISTER_hello (turn your radio on)

MAREN KAMES

© Secession Verlag, Maren Kames 2019
mit freundlicher Genehmigung des Verlags

»What You See Is What You Get« heißt ein Song des Countrysängers Luke Combs. In der 27 Titel starken Tracklist am Ende von »Luna Luna« findet sich dieser nicht, als Mottogeber eignet er sich dennoch perfekt: Dieses Buch erfüllt, was es von außen verspricht. Silbern glitzern Buchtitel und Autorinnennamen auf dem tiefschwarzen seidenen Umschlag. Die erste Doppelseite schreit einem in Grellpink entgegen, und dann geht es – flankiert von Versen aus Nick Drakes »Pink Moon« und Janelle Monáes »Pynk« – in einen ebenso dunklen wie funkelnden Text, gedruckt in weißen Lettern auf schwarzem Papier. Die Jury des Preises der Leipziger Buchmesse bezeichnete Maren Kames' zweite Veröffentlichung als »Gesamtkunstwerk«. Zu Recht – und damit erübrigt sich auch dessen Einordnung, der es sich gewitzt entzieht. Mondgesang, Langgedicht, Epos in drei Akten, Monolog, Dialog, Ansprache, Pop-Collage, verdrehte Wortspiele: Lustvoll überschreitet Maren Kames jedwede (Genre-)Grenze, ganz im Einvernehmen mit ihrem lyrischen Ich übrigens: »die biegun'g des flusses kann mich mal, ich will gerade aus«. Des Weiteren treten auf: der »sheitan« aus dem »fakeland«, eine Teufelsfigur, deren Namen nicht zufällig nach Scheitern, Schande und Scham klingt; eine scheue Geisha; ein verliebter Tyrann, der »Atemlos« von Helene Fischer zitiert; der Astronom Detlef Koschny plus Mama und eine Handvoll Tiere. Angereichert mit Songschnipseln von Annie Lennox, Bon Iver, David Bowie oder Tom Waits fügt sich all das zu einer erstaunlich lesbaren fantastischen Lyrik. Ob einzelne Wendungen, Motive oder auch Figuren – sie habe sich »jeweils das gepflückt, was ich gerade brauchte«, sagte Maren Kames im SWR-Interview. »I'm an easy read but I ain't no open book«, singt Luke Combs im oben erwähnten Song. Auch das trifft zu auf »Luna Luna«. || Tina Rausch



MAREN KAMES: LUNA LUNA
Secession, 2019 | 112 Seiten | 36 Euro

Gefühlte Opfer

Warum konnte in Deutschland trotz seiner so gelobten Erinnerungskultur antisemitisches und völkisches Denken wieder einziehen? Samuel Salzborn stellt sich dieser Frage. Ein längst überfälliger Zwischenruf.

CHRIS SCHINKE

Deutschland ist stolz auf seine Erinnerungskultur. Oft heißt es, wie kein anderes Land habe sich unsere Republik ihrer Vergangenheit gestellt. Wie aber kann es sein, dass völkisches Denken in Landesparlamenten und sogar im Deutschen Bundestag Einzug hält? Und warum artikuliert sich Antisemitismus derzeit immer unverhohlener und auch gewalttätiger? Diesen Fragen widmet sich der 1977 geborene Politikwissenschaftler Samuel Salzborn in seinem Essay »Kollektive Unschuld«. Salzborn forscht seit geraumer Zeit zu den Themen Rechtsextremismus und Antisemitismus und war unter anderem auch Leiter der Forschungsgruppe zum NSU-Prozess.

Hinter die vermeintliche Erfolgsgeschichte der bundesdeutschen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus stellt Salzborn ein großes Fragezeichen. Denn das Image des Erinnerungsweltmeisters Deutschland ist am Bröckeln. Und zwar nicht erst seit dem gesellschaftspolitischen Reüssieren der AfD und den Terroranschlägen des NSU sowie der rechtsradikalen Attentate von Halle und Hanau. Salzborn zeigt im vorliegenden Band, »dass in diesem bundesdeutschen Selbstbild immer schon die Geschichte der Schuld- und Erinnerungsabwehr, der Täter-Opfer-Umkehr, der Selbststilisierung als Opfer und der antisemitischen Projektion ausgeblendet wurde.« Auf diese Weise habe eine (selbst-)kritische Aufarbeitung der Vergangenheit auch 75 Jahre nach der Niederschlagung des

Nationalsozialismus auf gesellschaftlicher Ebene kaum stattgefunden.

Statt tatsächlicher Auseinandersetzung mit der Shoah – d. h. mit dem gemeinschaftlich von Deutschen gestützten und begangenen Massenmord an Juden – ist an die Stelle einer wahrhaftigen Aufarbeitung, im Sinne eines psychologischen Durcharbeitens, ein Mythos getreten. Samuel Salzborn nennt ihn den Mythos »kollektiver Unschuld«.

Hochgradig evident wird anhand dieses Mythos eine Diskrepanz zwischen öffentlicher und privater Erinnerung. Dies zeige sich, so Salzborn, vor allem dann, wenn Täter zu Opfern gemacht werden, »wenn Kinder und Enkel der Nazi-TäterInnen ihre Eltern bzw. Großeltern in der Erinnerung zu Opfern stilisieren«. Oder gar zu Widerstandskämpfern.

Nicht selten imaginieren Millennials ihre Groß- und Urgroßeltern als überzeugte Systemgegner, gar als Beschützer jüdischer Opfer. Derartige Vorstellungen entbehren nur jeder empirischen Grundlage, wie es zuletzt auch die Autorin Jana Hensel in »Opa war kein Held« zeigte. Salzborn bezieht sich auf Hensel, wenn er schreibt, »dass der Anteil derer, die potenziellen Opfern des Nationalsozialismus tatsächlich geholfen haben, bei ungefähr 0,3 Prozent liegt, was etwa 200.000 Menschen bei einer Bevölkerung von rund 70 Millionen entspricht.« Zahlen, die für sich sprechen.

An und für sich wäre die klassische Form der Schuldabwehr bereits problematisch

genug, leider bleibt es nur selten dabei. Samuel Salzborn konstatiert, dass aus der Schuldabwehr schnell eine Schuldumkehr wird. Einer wachen Zeitgenossenschaft offenbart sich das derzeit vor allem anhand des israelbezogenen Antisemitismus, der mitnichten nur in rechts-reaktionären Zusammenhängen beheimatet ist. Gerade in den postkolonial und identitätspolitisch geprägten Diskursen der kulturellen Linken wimmelt es nur so vor antisemitischen Zerrbildern, die nicht selten den Staat Israel als solchen und seine jüdischen Bewohner in ihrer Gesamtheit zum Gegenstand haben. Im Handumdrehen werden Israelis von »Israelkritikern« zu Tätern erklärt, wenn sie sich gegen den Bombenterror militanter Palästinenser militärisch zur Wehr setzen. Unsere Solidarität gilt eben nur Toten und nicht den lebenden Juden, konstatiert Samuel Salzborn an einer frühen Stelle seines gerade einmal 132 Seiten umfassenden, aber inhaltlich sehr dichten Essays.

In einem kenntnisreichen Kapitel über kulturelle Artikulationsformen der Schuldabwehr setzt sich der Autor mit Literatur und Kino- und TV-Produktionen der jüngeren Gegenwart auseinander, um aufzuzeigen, wie sehr Täter-Opfer-Inversionen und der Mythos einer kollektiven Unschuld im allgemeinen Bewusstsein verfangen haben. »Die Gustloff«, »Der Untergang«, »Die Vertriebenen« und das von Teilen des Feuilletons gefeierte »Unsere Mütter, unsere Väter« nimmt Salzborn hier besonders genau unter die Lupe und konsta-

tiert eine Einebnung der historischen Differenz zwischen Tätern und Opfern.

Samuel Salzborn gelingt mit »Kollektive Unschuld« ein überfälliger Zwischenruf in einer einerseits vor Routine erstarrten und auf der anderen Seite von revisionistischem Eifer (»Vogelschiss«) entstellten Erinnerungsdebatte. Insgesamt hätte man dem Band aber einen etwas weniger akademischen und zugänglicheren Duktus gewünscht, denn er verdient eine große Leserschaft. Das wahrhaftige kollektive Erinnern hat erst begonnen. ||



SAMUEL SALZBORN:
KOLLEKTIVE UNSCHULD

Hentrich & Hentrich, 2020 | 136 Seiten | 15 Euro

Geprügelt zur Zärtlichkeit

Gewalt und Sehnsucht in den Gedichten von Ocean Vuong.

PETRA HALLMAYER

Nach dem gefeierten Debütroman von Ocean Vuong, der als Kind mit seinen Eltern in die USA emigrierte, sind nun verspätet endlich seine preisgekrönten Gedichte in einer zweisprachigen Ausgabe bei Hanser erschienen. Sie erzählen von der Flucht der Familie aus dem bombenverwüsteten Vietnam, dem Krieg, der über Generationen in den Köpfen spukt, nie ganz heilenden Wunden, von seiner Homosexualität, dem Begehren und dem Trost fremder Körper. Wer »Auf Erden sind wir kurz grandios« gelesen hat, dem wird vieles vertraut vorkommen.

Während er seinen Roman als Brief an seine Mutter verfasste, versucht er in »Nachthimmel mit Ausdruckswunden« sich auch seinem früh verschwundenen Vater anzunähern, der sie brutal misshandelte, dem dunklen Schatten, der ihn verfolgt, und in dem Schrecken, mit dem der Sohn auf ihn zurückschaut, scheinen Verbundenheit und Sehnsucht auf. Gewalt war in Vuongs Kindheit alltäglich und ist bei ihm bestürzend selbstverständlich präsent, so wenn er schildert, wie sein Vater in Newport einen gestrandeten Delfin sieht und es plötzlich heißt: »Das letzte Mal / dass ich ihn so

rennen sah, hatte er / einen Hammer in der Hand, Mutter / eine Nagellänge ihm voraus.« Er wisse nicht, wie man einen Mann »zart liebt«, gesteht sein lyrisches Alter Ego: »Zärtlichkeit / etwas, zu dem man geprügelt wird.« Es gibt schmerzlich berührende Szenen wie jene im Nagelstudio, in dem er aufwuchs. Da treibt die Mutter, deren rosa »I love N.Y.«-T-Shirt nach giftigen Dämpfen riecht, ihr Kind an, wieder und wieder die ersten drei Buchstaben des Alphabets zu schreiben, weil es die einzigen sind, die sie kennt.

Vuong's Gedichte sind mal anschaulich und glasklar, mal von überraschenden, kühnen, mitunter auch schiefen Metaphern durchwoben, sie sind sanft, grausam hart, lakonisch und von Pathos nicht scheuender Emotionalität. Immer spürt man darin die Dringlichkeit, mit der hier einer nach Ausdruck sucht, mit Wörtern das Chaos, die verwirrende Widersprüchlichkeit seiner Empfindungen umkreist. Kontraste prägen seine von literarischen Verweisen von der griechischen Mythologie über Rilke bis Ginsberg und Frank O'Hara durchzogene Lyrik, die nicht zuletzt eine Selbsterforschung und -verortung ist. Inmitten von Verwüstungen erstrahlt unzerstörbar die Schönheit. Über einem »Karussell, das seine verrußten Pferdchen kreisen lässt«, leuchtet der Himmel »septemberblau«. Flüchtige sexuelle Begegnungen werden zu Hymnen auf die Liebe. Verdichtete Geschichten stehen neben assoziativ verfremdeten Fragmenten seines Lebens, Sätze, eingängig wie Songzeilen, neben verschlüsselten Bildern.

Die deutsche Übersetzung hilft zum Verständnis, doch sie kann die Melodie, den Sound seiner Sprache nicht einfangen. Das ist zweifellos schwierig. Leider aber vergreift sich Anne-Kristin Mittag zudem wiederholt, so

etwa, wenn sie einfache Wörter in einen gehobenen Ton überträgt, durch den die Schönheit eines Satzes verloren geht.

Wer Lyrik liebt, der sollte Ocean Vuong lesen. Diese Gedichte klingen nach, sie werden einen lange begleiten. ||



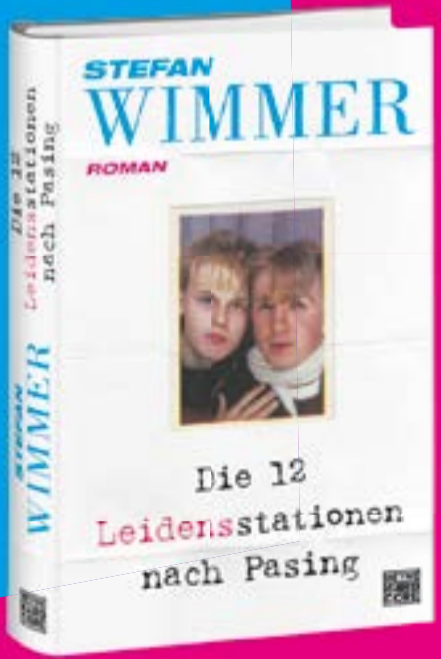
OCEAN VUONG:
NACHTHIMMEL MIT AUSTRITTSWUNDEN

Aus dem Englischen von Anne-Kristin Mittag
Hanser 2020 | 176 Seiten | 19 Euro

Anzeige

Helmut Dietl
hätte seine
helle Freude
daran gehabt.

Ein ungemein witziger und schonungslos ehrlicher Roman über das Aufwachsen in der Vorstadthölle.



€ 18,- (D) · ISBN 978-3-453-27284-2

Leseprobe unter
heyne-hardcore.de

Gegen den Lagerkoller

Boccaccios »Dekameron« schilderte eine Gesellschaft zu Pestzeiten, die sich in Quarantäne die Zeit vertreibt. Eine Novellensammlung, von der eine große Ansteckung ausging.

FLORIAN WELLE

Eine der eindringlichsten Schilderungen der Pestkatastrophe, die ganz Europa in der Mitte des 14. Jahrhunderts heimsuchte und als »Schwarzer Tod« mit Millionen Opfern in die Geschichte einging, verdanken wir nicht einem historischen Dokument, sondern der Literatur. In der Einleitung zu seinem Novellenzyklus »Il Decamerone« beschreibt Giovanni Boccaccio ausführlich die dramatische Situation im Florenz des Jahres 1348. »Etwa zu Frühlingsanfang des genannten Jahres begann die Krankheit schrecklich und erstaunlich ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen«, heißt es da und weiter: »Dabei war aber nicht, wie im Orient, das Nasenbluten ein offenkundiges Zeichen unvermeidlichen Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit gleichermaßen bei Mann und Weib an den Leisten oder in den Achselhöhlen gewisse Geschwulste zum Vorschein (...).«

Diese Augenzeugenbeschreibung ist aber nicht der einzige Grund, warum man derzeit zu dem »Zehntagewerk«, so die Übersetzung des Titels, greifen könnte. Der Richter und Notar Boccaccio hat mit seiner zwischen 1348 und 1353 entstandenen Novellensammlung ein Werk geschaffen, das zeigt, wie man sich im Fall einer Seuche die Zeit vertreiben und dem Tod trotzen kann: Mit dem Erzählen von mal humorvollen, mal deftigen, mal lehrreichen und vor allem sinnlichen Geschichten über fast alle Spielarten der Liebe. Seine zehn Protagonisten – sieben Frauen und drei Männer im Alter zwischen 18 und 28 Jahren – flüchten auf Vorschlag von Pampinea, der ältesten unter ihnen, auf ein Landgut vor der Stadt: »Dort hört man die Vögel singen, dort sieht man Hügel und Ebenen grünen, dort wogen die Kornfelder nicht anders als das Meer (...).« Mit anderen Worten: Die Truppe begibt sich in Quarantäne.

Dabei lebt sie auf dem Gut nicht einfach in den Tag hinein. Man gibt sich Regeln gegen den Lagerkoller. Eine davon besagt, dass jeden Tag ein anderer als »Königin« oder »König« residiert. Mit dem Lorbeerkrans als Zeichen der Herrschaft geht die Verpflichtung einher, »unser heiteres Leben zu gestalten«. Vor allem die heißen Nachmittagsstunden sollen genutzt werden, damit jeder zu einem zuvor bestimmten Thema eine Geschichte vorträgt. So kommen schließlich 100 Erzählungen über das Glück und Unglück der Liebe, über Streiche, die man sich gegenseitig zufügt, oder über die Eigenschaft des Edelmutts zusammen. Gemeinsam bilden die Geschichten, deren Protagonisten aus allen Schichten stammen, die Binnenhandlung des flott zu lesenden Werks.

Boccaccio war mit der Zweiteilung seiner Sammlung in eine Rahmen- und eine Binnenhandlung stilprägend. Sie fand ihre Fortsetzung nicht nur im »Heptaméron« der Margarete von Navarra, sondern inspirierte auch Goethe zu seinen »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten«. Bei ihm zieht sich eine illustre Runde nicht vor einer Krankheit, sondern vor den Wirren der Französischen Revolution aufs Land zurück, um sich Gespenster-, Liebes- und Kaufmannsgeschichten sowie ein Märchen zu erzählen. Goethe, der die Novelle als »eine sich ereignete unerhörte Begebenheit« verstand, fand wiederum zahllose Nachfolger, die sowohl in Zyklen als auch in Einzeltexten auf immer raffiniertere Weise die Beziehung von Rahmen- und Binnenebene durchspielen werden.

Selbst wer bisher noch nie das »Dekameron« in Händen gehalten hat, dürfte schon von zwei Geschichten gehört haben. Zum einen von der dritten Novelle des ersten Tages, die Lessing als Erzählung von den drei Ringen in



Giovanni Boccaccio
Porträt von Vincenzo
Gozzini, gestochen von
Raffaello Morghen, 1822

seinem »Nathan der Weise« wieder aufgegriffen hat. Und zum anderen die neunte Geschichte des fünften Tages, auch bekannt als Falkennovelle. Darin gibt der Edelmann Federigo degli Alberighi für seine Angebetete Monna Giovanna sein ganzes Vermögen hin. Bis er ihr schließlich sein letztes Hab und Gut, nämlich seinen Falken, als Gastmahl serviert

und so doch noch ihre Liebe gewinnt. Paul Heyse nimmt in seinem »Deutschen Novellenschatz« von 1871 auf die Geschichte Bezug, wenn er von einem »Erzähler« fordert, »auch bei dem innerlichsten oder reichsten Stoff« sich zuerst zu fragen, »wo der Falke sei, das Spezifische, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet«. ||

Überleben

Abbas Khider schildert in seinem Roman »Palast der Miserablen« die Grauen der Diktatur unter Saddam Hussein und erschafft unvergessliche Figuren voller Leben.

GISELA FICHTL

»Menschen können alles meistern, wenn sie wollen«, sagte Abbas Khider in einem Gespräch im Deutschlandfunk, das alternativ zu den abgesagten Veranstaltungen der Leipziger Buchmesse stattfand. Das sagt jemand, der weiß, wovon er spricht. Über seine wechselvolle Biografie muss er in Bagdad geborene Autor, der vor Gefängnis und Folter unter der Herrschaft Saddam Husseins flüchtete und auf entbehrungsreichen Umwegen nach Deutschland kam, wohl in jedem Interview Auskunft geben und sie zu seinem Schreiben in Bezug setzen.

Wer schon Bücher von Abbas Khider gelesen hat (etwa »Ohrfeige«, 2016, oder »Deutsch für alle. Das endgültige Lehrbuch«, 2019), kennt seinen subtilen Humor und seine satirische Ader. Auch der »Palast der Miserablen« steckt voller Humor trotz des Grauens, von dem hier auch erzählt wird. Das Buch beginnt damit, dass sich dem Ich-Erzähler im Gefängniskrankenhaus plötzlich die Möglichkeit zur Flucht auftut. Doch er erwägt sie erst gar nicht, weiß er doch, dass er trotz Folter sogar in der Zelle noch besser dran ist als draußen, wo er einer skrupellosen Soldateska schutzlos ausgeliefert wäre. Das ganze Land ist ein Gefängnis.

So erzählt er aus dem Rückblick, was geschehen ist, Gefängnisgegnwart und Erin-

nerung wechseln sich ab. Letztere beginnt im Irak der 90er Jahre, der sich in einem dauerhaften Ausnahmezustand befindet. Nachkriegszeit, Totalembargo und Diktatur bilden eine grausame Trias. Der zwölfjährige, eher zurückhaltende und schüchterne Shams Hussein, seine ältere Schwester Qamer und seine Eltern verlassen ihr Dorf im Süden des Landes an der Grenze zu Kuwait. Sie ziehen nach Bagdad, in der Hoffnung, dort, im Zentrum des Sturms, vor den Schergen der Baath-Partei sicherer zu sein. Ein paar Wochen kann die vierköpfige Familie noch bei Verwandten unterkommen, dann bleibt ihnen nichts anderes, als sich im sogenannten »Blechviertel«, einem Müllberg nahe Saddam City, aus allem was sie finden können, eine Behausung zu bauen. Bald beginnen sie, sich mit der Situation zu arrangieren, Wege aus der existenziellen Not zu finden. Die Mutter kann als Wahrsagerin dazuverdienen, der Vater verdingt sich als Träger, sucht Reparierbares aus dem Müll, das er verkauft. Shams verkauft Plastiktüten. Wenn er in schwierige Situationen gerät, verlässt er sich ganz auf seine ältere Schwester Qamer, die er geradezu verehrt. Qamer trotz allem, was ihr im Weg steht, und wird noch mit den brenzlichsten Situationen fertig. Eine grandiose, starke Frauenfigur, die Khider da geschaffen hat. Bald freilich wird sie Opfer

ihres stürmischen Gestaltungswillens und ihrer unbedingten Aufstiegssehnsucht und reißt viele Menschen mit ins Unglück.

Für Shams ändert sich das Leben, als er die Welt der Bücher entdeckt – Eintrittstor sind erotische Erzählungen von Alberto Moravia, die dem Pubertierenden auf einem Flohmarkt in die Hände fallen. Von nun an spielen Bücher eine zentrale Rolle in seinem Leben. Jeden Freitag begibt er sich auf Bagdads Büchermarkt, der ihm zur Oase wird inmitten von Gewalt und Elend. Bald lernt er eine Gruppe von Lesern und Intellektuellen kennen, die sich regelmäßig trifft und ihn aufnimmt: »Willkommen im Palast der Miserablen.« Sie wissen, dass das Lesen eine revolutionäre Tat ist, Widerstand in einer Welt, in der ein Wort das Leben kosten kann. Doch die neue Gemeinschaft wird nicht von großer Dauer sein, denn die Ereignisse spitzen sich zu, und wer nicht rechtzeitig fliehen konnte, landet im Gefängnis.

Khiders Figuren sind in ihrer allzu menschlichen Ambivalenz, in ihren völlig unterschiedlichen Reaktionen auf die äußeren Umstände, an denen sie so wenig ändern können, mit viel Verständnis und Humor gezeichnet. In poetischen Bildern erzählt er vom einfachen Leben, dem Alltag im Elend, dem Halt, den die Familie gibt, und der Enge, die sie

zugleich bedeutet. Die Gefängnisserfahrungen auf der zweiten Erzählebene werden dagegen in klarer, nüchterner Sprache geschildert und wirken dadurch umso eindringlicher. Ein zutiefst trauriges Buch von tiefer Menschlichkeit mit so lebendigen Figuren, dass sie einen weiterbegleiten und sich zu Wort melden im eigenen Gedächtnis. Unbedingt lesenswert! ||



ABBAS KHIDER: PALAST DER MISERABLEN
Hanser, 2020 | 320 Seiten | 23 Euro

MÜNCHNER AUTOREN | 16

MICHAEL GEORG CONRAD

München veränderte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasant: Die Bevölkerungszahl verfünffachte sich, Handwerker sahen sich der Konkurrenz von billig produzierenden Fabriken gegenüber, die Gründerzeitbauten schossen in die Höhe. Es blühte die Spekulation, und die Dachauer Volksbank der Adele Spitzeder erlebte eine kurze Blütezeit, bis ihr Schneeballsystem zusammenbrach und viele einfache Leute in den Ruin riss. In der heimischen Literatur jedoch herrschte ein blutleeres Epigonentum und ein verlogener Idealismus vor, verknüpft mit dem Namen des Erfolgsschriftstellers und späteren



Michael Georg Conrad
Quelle: Monacensia Literaturarchiv

Literaturnobelpreisträgers und Paul Heyse. Die Probleme des einfachen Bürgers oder gar Arbeiters kamen dort nicht vor. In dieses verkrustete Münchner Kulturleben stieß Anfang der 1880er Jahre aus Paris der Dichter, Schriftsteller, Kritiker und Politiker Dr. Michael Georg Conrad. Geboren auf einem Bauernhof im fränkischen Gnodstadt hatte er nach mancherlei Abenteuern und Reisen Romanistik studiert und promoviert. Nach Jahren in Italien und Paris zog es ihn heimwärts in die bayerische Metropole.

Vehement richtete sich Conrad gegen die Literatur von »Herz, Schmerz und Vaterland« und den »Verlegenheits-Idealismus des Philistertums«. Conrad war der Vorreiter für den Naturalismus in Bayern und brach eine Lanze für den damals noch als »Schmutzfink« bezeichneten Émile Zola. Als Werkzeug diente ihm die Gründung der Zeitschrift »Gesellschaft – Realistische Wochenschrift für Literatur, Kunst und Leben« (1885–1902), an der auch Otto Julius Bierbaum oder Hanns von Gumpenberg mitwirkten. Dort erschien im Oktober 1894 »Gefallen«, die erste Veröffentlichung des unbekanntenen Thomas Mann, aber auch 1888 der »Bahnwärter Thiel« von Gerhart Hauptmann. Außerdem gründete Conrad den Münchner Journalisten- und Schriftstellerverein, in dem er sich vehement gegen jede Art von Zensur stark machte. Von 1893 bis 1898 saß Conrad für die demokratische Deutsche Volkspartei im Reichstag.

Kein Wunder also, dass sein groß angelegtes und an Zola gemahnendes Romanprojekt über die Münchner Gründerzeit nie fertig wurde. Unter dem Titel »Was die Isar rauscht« erschienen nur die ersten drei Bände. Sein eigentliches Metier war neben streitbaren Kunst- und Literaturkritiken die Novelle, meist in der »Gesellschaft« veröffentlicht. In seinen kurzen Geschichten zeigte Conrad das harte Leben des Münchner Handwerkers oder Arbeiters, des Schank- und Dienstmädchens auf. Eingeklemmt zwischen der moralischen Engstirnigkeit der verordneten katholischen Moral und entwurzelt von den seit Jahrhunderten geltenden strengen Regeln des Zunftwesens waren sie die Leidtragenden der boomenden Entwicklung. Die heutige Schickimicki-Gegend Lehel ist bei Conrad ein Armenviertel, das eher an südamerikanische Slums erinnert als an eine europäische Großstadt. So erwartet der Leser vergebens einen glücklichen Ausgang der Geschichten, meistens enden seine Figuren in Wahnsinn oder Tod. Spannend zu lesen sind sie bis heute. Das gilt weniger für den dickleibigen Isar-Roman, in dem der Naturalist Conrad leider nicht zu einer naturalistischen Sprache findet, sondern im Bombast jener Literatur schwelgt, die er eigentlich verachtete.

Der rotbärtige Hüne Conrad scharte Freunde um sich, die er durch seinen undiplomatischen Ton gerne wieder vergraulte. Wirtschaftliche Unabhängigkeit erhielt er durch die Heirat mit der wohlhabenden Hofschauspielerin und Schriftstellerin Marie Ramdor. Conrad verausgabte sich ausgerechnet in der Gegnerschaft zur Berliner Zeitschrift »Freie Bühne für modernes Leben« von Otto Brahm, die sich dem Naturalismus verschrieben hatte und in der neben Liliencron, Wolzogen und Hauptmann auch Texte von Hamsun, Dostojewski und Wilde erschienen.

Mehr und mehr zog sich Conrad ins Ländliche zurück, in seinen Romanen wie im Leben. Er ließ kaum eine Kirchweih zum Tanzen aus und begründete seine Faulheit damit, dass die neueren Literaturgeschichten sein Schreiben für wenig bedeutsam hielten und er deshalb »über meine Hirtenjungen- und Tänzer-Passionen keine Gewissensbisse« verspüre.

»Jetzt ist auch der eigentliche Führer im Kampf gegen die Konvention und den Kitsch gestorben, der Nestor der naturalistischen Epoche«, so verabschiedete Erich Mühsam den Autor und Freund nach dessen Tod am 20. Dezember 1927. Der Anarchist Mühsam verzeh ihm auch, dass Conrad in seinen späten Jahren ein konservativer Verehrer der bayerischen Monarchie wurde. Weniger positiv beurteilten Richard Hamann und Jost Hermann in ihrer 1954 veröffentlichten wirkungsmächtigen Studie »Die Geschichte des Naturalismus« den bayerischen Dichter, den sie schlicht als »urdeutschen Bierbankathleten« titulierte, der nur mit dem »literarischen Säbel rasseln«, aber nicht wirklich schlagen könne. Auch Nachruhm kann schmerzen.

ULRICH KIRSTEIN

Böhmisches München

Spazieren gehen darf man noch – etwa auf der Suche nach den Spuren Böhmens in unserer Stadt.

KLAUS HÜBNER

Jozo Džambo charakterisiert das Buch als »Mischung aus Dokumentation, Kulturführer, eine Essaysammlung, gewissermaßen auch ein Nachschlagewerk, auf jeden Fall eine Orientierungshilfe bei der Suche nach böhmischen Spuren in München«, und er weist darauf hin, dass mit Böhmen nicht nur das ehemalige Kronland gleichen Namens gemeint ist, sondern auch Mähren und Österreichisch-Schlesien. Eine Mischung also, kein Werk aus einem Guss. Kluge Essays liest man gern. Aber Nachschlagewerke?

München war vielen Böhmen eine Reise wert, dem großen Jan Neruda zum Beispiel, dessen »Kleinseitner Geschichten« man immer wieder gerne liest – ihm kam München 1863 »wie eine Kleinstadt« vor, bewohnt von Menschen, denen Bier und Wirtshaus das Familienleben ersetzen. Thomas Raff bringt uns Künstler aus Böhmen näher, die Bleibendes in München hinterlassen haben, Gabriel (von) Max etwa, Adolf Hölzel, Alfred Kubin oder Anton Pruska, dem wir die St.-Anna-Kirche im Lehel verdanken. Peter Becher widmet sich deutschböhmischen Literaten – wer weiß schon, dass Gustav Meyrink's Prager Roman »Der Golem« in München entstand, dass der Verlag von Kurt Wolff, ein wichtiger Partner der Prager Literaten, fast zehn Jahre in München residierte, dass Autorinnen wie Barbara König, Barbara von Wulffen oder Ursula Haas ihre Kinderjahre in Böhmen verbrachten? Den ganz Berühmten, Rilke und Kafka, sind jeweils eigene Kapitel gewidmet, und wer Rilkes 1898 entstandene Novelle »Ewald Tragy« nicht kennt, der wird von Jozo Džambo neugierig gemacht und in Zukunft das Hotel Marienbad in der Barerstraße mit anderen Augen betrachten. Auch tschechische Schriftsteller haben Spuren in der Landeshauptstadt hinterlassen, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg – Zuzana Jürgens macht sie sichtbar und würdigt dabei auch das Wirken des stadtbekanntesten Poetry-Slammers Jaromír Konecny. Böhmisches Regisseure, Filmproduzenten und Schauspieler*innen gab und gibt es auch in der Stadt, Friedrich von Thun etwa und seinen Sohn Max. Musikalischen Fahrten geht Franz Adam nach, von den böhmischen Hofmusikern der klassischen Mannheimer Schule um Johann Stamitz bis zu Fritz Rieger und Rafael Kubelik. Berührend ist Ortried Kotzians Beitrag über die Vertreibung der Sudetendeutschen und deren Ankunft in Bayern, oft am offiziellen Zielbahnhof München-Allach – und über die vielen kleinen Schritte zur Integration. »Nicht

überall waren die Vertriebenen gern gesehene Neubürger, auch in München nicht«. Wolfgang Schwarz informiert über Tschechen in München – wer kennt die Website www.mnichov.de? Unweit des Chinesischen Turms strahlte von 1950 bis 1995 Radio Free Europe Sendungen aus, denen heute, wie Anna Bischof schreibt, »ein bedeutender Beitrag zur politischen Wende« von 1989/90 zugeschrieben wird. Was die Münchner Straßennamen von Böhmen und Mähren erzählen, erfährt man von Jozo Džambo, der nicht nur die Schwabinger darüber aufklärt, was es mit dem Namen Soxhlet auf sich hat. Nicht zuletzt gibt es »kulinarische Brücken« – Ulrike Zischka nimmt sich engagiert der »Böhmischen Küche in München« an, wobei nicht nur Olmützer Quargel, Karlsbader Oblaten, böhmische Knödel oder Budweiser Bier gehörig Appetit machen. Auf andere Art tun das auch die zahlreichen interessanten Fotos, die den ganzen Band wunderbar illustrieren.

Das letzte Drittel des Buchs ist ein akribisch die einschlägigen Institutionen und Vereine auflistendes sowie 70 verdiente Münchner Persönlichkeiten mit böhmischem Hintergrund würdigendes Nachschlagewerk, dem die Sorge anzumerken ist, um Himmels willen nichts und niemanden zu übergehen. Was im Großen und Ganzen gelungen zu sein scheint. Dazu wünschte man sich, sozusagen als Folgeprojekt, einen Band mit Biografien. Der Projektleiter steht fest – wer, wenn nicht Jozo Džambo? ||



JOZO DŽAMBO (HRSG.): BÖHMISCHE SPUREN IN MÜNCHEN. GESCHICHTE, KUNST UND KULTUR
Eine Publikation des Adalbert Stifter Vereins e.V. München, Volk Verlag, 2020 | 280 Seiten
19,90 Euro

|| WAS GEHT ||

Beim lokalen Buchhändler bestellen!

Fast alle Buchläden nehmen per Telefon oder online Bestellungen entgegen und liefern die Bücher direkt nach Hause (#readlocal). Lassen Sie die kleinen Buchläden nicht hängen. (Übrigens sind die Kleinen derzeit auch schneller als die großen Konzernversender – dort gibt es Kapazitätsprobleme.)

Lesen!

Nicht nur die hier besprochenen Bücher, sondern z. B. auch den Corona-Blog der Münchner Autorin Lena Gorelik für das PATHOS: www.pathosmuenchen.de/veranstaltung/der-corona-blog/. Auch so lassen sich Alltagsnöte teilen, und man rückt zusammen.

Begriffshygiene:

»Sozialkontakte« sind auch über Telefon, E-Mail, Skype, Brief und auf Zuruf möglich. Wir sollen die direkte Begegnung meiden, aber um Himmels willen nicht den »Sozialkontakt«!

Noch mehr lesen!

Hier noch ein paar einschlägige Lesetipps, falls Sie ohnehin an nichts anderes denken können, als an diese Pandemie:

BOCCACCIO: DAS DEKAMERON (siehe S. 29)

ALBERT CAMUS: DIE PEST (Rowohlt)

WOLF HAAS: VERTEIDIGUNG DER MISSIONARSTELLUNG (Hoffmann und Campe)

KLAUS BERGDOLT: DIE PEST. GESCHICHTE DES SCHWARZEN TODES (C.H. Beck)

LIONEL SHRIVER: EINE AMERIKANISCHE FAMILIE (Piper; über eine Weltwirtschaftskrise im Jahr 2029)

ANNA MOCIKAT: MUC – DAS GEHEIMNIS VON UTILITAS (Knaur; Dystopie über ein postapokalyptisches München)

Allein auf weißem Grund

Das Comic-Debüt »Jein« diskutiert das Verhältnis von Kunst und Politik – mit den Mitteln der Kunst.

CORNELIA FIEDLER

Was macht eine Comicfigur, wenn ihr angst und bange wird, allein auf weißem Grund? Sie stellt sich auf die Zehenspitzen, macht sich ganz lang, kriegt den oberen Rand des Panels zu fassen. Sie packt ihn und zerrt mit aller Kraft eine Ecke des weißen Rechtecks zu sich herunter, dann die andere, bis sie sich in das Weiß einwickeln kann, wie in eine Decke, bis sie fast verschwindet und nur noch ein zusammengeknülltes Papier zu sehen ist. Das macht Elá, die Heldin aus »Jein«. Der Debütcomic der Malerin, Illustratorin und Videokünstlerin Büke Schwarz besticht nicht nur durch seine ungeheuer lebendige, schnelle Erzählweise, sondern auch durch den spielerischen Umgang mit der klassischen strengen Comicform.

Geschafft! Schon über 100 Wörter, ohne von irgendeinem »Hintergrund« oder, schlimmer, den »Wurzeln« der Zeichnerin zu faheln, ohne dass ihre Kunst hinter der Politik, hinter dem Schreckgespenst Erdoğan verschwindet. Jetzt ist es aber da, und es lässt sich weder in einer Rezension ignorieren noch im Comic, noch im echten Leben: Ein Land, das lange als EU-Kandidat galt, wandelt sich vor den Augen der Weltöffentlichkeit mehr und mehr zur Diktatur. Möglich gemacht hat das, auf quasi demokratischem Wege, das Referendum im Sommer 2017. Diese Wahl wurde auch im Leben von Büke Schwarz und im Leben ihrer Figur, der Künstlerin Elá Wolf, zu einem Einschnitt: Plötzlich spüren beide von allen Seiten diesen Druck, sich zu positionieren. Dabei durften sie selbst nicht einmal wählen, weil beide zwar einen türkischen Elternteil, aber nur einen deutschen Pass haben.

»Es ist ein schwarzer Tag für die Türkei«, verkündet die Nachrichtensprecherin im Fernsehen mit Grabesstimme: Die Erdoğan-treue »Ja«-Fraktion hat das Referendum knapp gewonnen. Um Elá, die eben noch an ihren Lebensgefährten Jonas gekuschelt auf dem Sofa zu sehen war, verschwindet alles. Sie steht plötzlich allein auf weißem Grund – und weiß sich nur noch zu helfen, indem sie sich, wie eingangs beschrieben, in ihre Kunst, in ein Panel ihres eigenen Comics wickelt. In ihrer Kunst zu verschwinden, sich auf die Arbeit zu konzentrieren und die Politik zu ignorieren ist für Elá allerdings keine Option. Von einem langen TV-Interview anlässlich einer Gruppenausstellung wird lediglich ein Satz von Elá gesendet, der über Erdoğan: »Als Künstlerin kann ich kein Fan von jemandem sein, für den Freiheit ein Fremdwort ist.« Binnen Sekunden hagelt es Glückwünsche, besorgte Anrufe, Hasskommentare.



Büke Schwarz spielt mit den Möglichkeiten des Comics
© Jaja Verlag, 2020, Büke Schwarz



»Jein« befragt die Kunst mit den Mitteln der Kunst. Es geht um moralische Grenzen – nicht nur wenn Elás Kollege Robert online darüber abstimmen lässt, ob ein echtes Schaf guillotiniert wird oder nicht. Die Künstlerin streitet mit den Kollegen über ihren Einfluss und ihre Verantwortung. Und die jungen Kulturschaffenden müssen sich entscheiden, ob es politisch klug oder naiv ist, auf der Biennale in Istanbul auszustellen, ob die Kunst dort aufrütteln kann oder schlicht von der AKP instrumentalisiert wird. Trotz finsterner Perspektiven und schwerer Fragen ist »Jein« eine sehr leichte, lebendige Graphic Novel. Schwarz nimmt sich neben all den ethischen Fragen auch die Zeit und den Platz, vom Rest des Lebens zu erzählen. Davon, wie es ist, sich als Radfahrerin durch ein quirliches, latent aggressives Berlin zu kämpfen, oder, ganz wichtig, davon, dass laute Musik und wilde Tänze einfach das Beste sind, um Sorgen zu vertreiben. ||

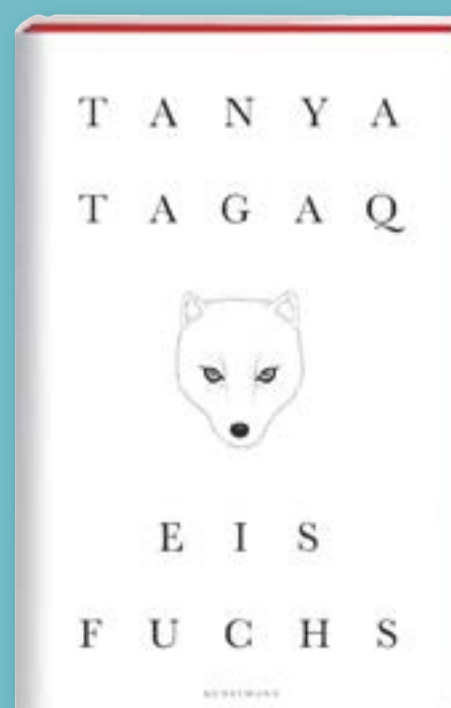
BÜKE SCHWARZ: JEIN
Jaja Verlag, 2020 | 232 Seiten | 24 Euro

»Eisfuchs ist ein poetisches, schönes, hartes Buch, etwas ganz Besonderes.«

STEFAN KEIM, WDR4 BUCHTIPP

»Die luziden, flirrenden Bilder zeichnen Erfahrungen an der Grenze zwischen Realität und emotionaler Innenwelt.«

MEIKE STEIN, SR2 KULTURRADIO



Tanya Tagaq | EISFUCHS | 200 Seiten | geb. mit SU
Euro 20,- (D) | 20,60 (A) | ISBN 978-3-95614-353-3

KUNSTMANN



Anzeige

© Dave Brosha

UNGEWISS IN DIE ZUKUNFT...

- 
- Do 19.03.2020 um 20 Uhr — **LEBEN EDUARDS DES II. VON ENGLAND** (Marlowe; Brecht; Feuchtwanger) Neues Globe-Theater
- Di 24.03.2020 um 20 Uhr — **CHRISTIAN MUTHSPIEL & ORJAZZTRA VIENNA** (Jazz & More)
- Mi 25.03.2020 um 10 Uhr — **DORNROSCHEN** Theater Laßnitz (Kindertheater)
- Do 26.03.2020 um 10 Uhr — **SAG MAL...** Ceren Oran (Kindertheater mit Tanz und Musik)
- Do 26.03.2020 um 20 Uhr — **LUDWIG MÜLLER** Witz ins Dunkel (Kabarett)
- Di 21.04.2020 um 20 Uhr — **MICHAEL LERCHENBERG**, Sturzflüge im Zuschauerraum (Karl Valentin)
- Do 23.04.2020 um 20 Uhr — **LELÉKA** Jazz & More
- Mo 27.04.2020 um 20 Uhr — **MUTTER COURAGE UND IHRE KINDER**, (Brecht) Landestheater Schwaben
- Do 07.05.2020 um 20 Uhr — **BRENTANO STRING QUARTET** Beethoven, Adolphe Schostakowitsch, Mendelssohn
- Mi 13.05.2020 um 20 Uhr — **COSÌ FAN TUTTE**, W.A. Mozart, Kammerorchester
- Mi 20.05.2020 um 20 Uhr — **ELDBJØRG HEMSING** (Violine) Brahms, Bartók, Sommerfeldt
- Do 21.05.2020 um 20 Uhr — **HOKUSPOKUS** (int.)
- Do 28.05.2020 um 20 Uhr — **GREGOR HUEBNER** (int.)
- Di 16.06.2020 um 20 Uhr — **NORISHA** (Jazz & More)
- Do 25.06.2020 um 20 Uhr — **RENÉ SYDOW**, Die Bürde des Mannes (Kabarett)
- Di 30.06.2020 um 20 Uhr — **HAGEN QUARTETT** Beethoven
- Di 07.07.2020 um 10 Uhr — **EIN FALL FÜR FREUNDE**, Die Komplizen (Kindertheater)
- Di 14.07.2020 um 20 Uhr — **ACH, DIESE LÜCKE, DIESE ENTSETZLICHE LÜCKE**, Joachim Meyerhoff, Metropoltheater München
- Do 16.07.2020 um 20 Uhr — **CHRISTIAN SPRINGER**, Alle machen keiner tut was (Kabarett)
- Sa 18.07.2020 um 20 Uhr — **CHRISTINE BUSCH** (Violine), **STEFANIA NEONATO** (Hammerflügel) Klassik Plus Sonderkonzert zum Beethovenjahr, Beethoven
- So 19.07.2020 um 20 Uhr — **CHRISTINE BUSCH** (Violine), **STEFANIA NEONATO** (Hammerflügel) Klassik Plus Sonderkonzert zum Beethovenjahr – Matinée, Beethoven